Erziehung der modernen Seele

August Horneffer

Erziehung der modernen Seele

August Horneffer





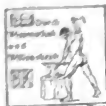


5.–

Erziehung der modernen Seele

Von

AUGUST HORNEFFER



Leipzig 1908 • Verlag von
Dr. Werner Klinkhardt

Buchdruckerei Julius Klinkhardt, Leipzig.

Friedrich Paulsen

gewidmet

Wenn ich um die Erlaubnis bitte, diesen Versuch Ihnen zueignen zu dürfen, verehrter Mann, so geschieht es nicht in der Erwartung, daß Sie ihn durchweg billigen werden. Es gibt sehr starke Gegensätze zwischen Ihren und den hier vorgetragenen Anschauungen. Trotzdem habe ich den Wunsch, meinem lebhaften Gefühle der Verpflichtung und Dankbarkeit gegen Sie Ausdruck zu geben.

Wir Jüngeren sind ja der Meinung, daß wir den Kampf mit den mächtigen Gedanken und Wünschen, die unsere Zeit durchfluten, nur so durchfechten können, daß wir uns ihnen ganz hingeben, sie uns einverleiben und dadurch ihrer Herr werden. Dieser Weg ist nicht ohne Gefahren. Er führt bisweilen zur törichten Verleugnung aller Ideale und zur ungerechten Verkennung alles dessen, was wir der Vergangenheit und der Generation, die uns erzeugt hat, verdanken. Ich fürchte fast, daß sich auch in dem vorliegenden Versuch Spuren davon finden. Aber wir können uns nicht überzeugen, daß wir auf einem anderen Wege zu einem aufrichtigen Verständnis unser selbst und unserer Aufgaben, zu einem gefestigten Lebens- und Pflichtbewußtsein gelangen werden. Wir glauben, daß die Erhaltung und Weiterentwicklung unserer Kultur, die durch die jüngere Generation und ihren Führer Nietzsche bedroht scheint, allein dadurch gesichert wird, daß wir diesen Weg tapfer und unbekümmert bis zu seinem Ende verfolgen. Dies Ende wird und muß ein klares Bewußtsein von der Stetigkeit aller Kultur und

von unserem inneren Zusammenhange mit unseren geistigen Vorfahren und Eltern sein.

Mir scheint, es sind bereits Anzeichen vorhanden, daß der Weg in der Tat zu diesem Ziele führt. Ich wäre glücklich, wenn grade Sie, verehrter Mann, meinen Versuch unter diese Anzeichen rechnen wollten.

Im Mai 1908.

August Horneffer.

Inhaltsverzeichnis.

Warum Erziehung?

Warum Erziehung?

Die Zeitrichtung.

Die Seele des modernen Menschen ist unbefriedigt. Er wird nicht froh, so viel er auch strebt und schafft. Die Freudigkeit, den schönsten Ertrag eines gesegneten Strebens und Wirkens, gewinnt er sich nicht. Seine Genüsse sind zahlreich, seine Betätigungsmöglichkeiten sind grenzenlos, seine Aufgaben sind reicher, als sie je einer Zeit gestellt waren; und doch fehlt es ihm an Glück, an Mut und an Kraft. Er mißtraut sich und der Welt, er fühlt sich bedrängt und beschwert und sehnt sich nach irgend etwas, das ihn befreien und erlösen soll. Die moderne Seele wartet auf einen Erlöser.

Die meisten gestehen sich dies nicht ein. Sie geben nicht zu, daß ihre Unbefriedigung Erlösungsbedürfnis sei, sondern wissen wirkliche und nüchterne Dinge zu nennen, die ihnen fehlten und die sie herbeiwünschten. Namentlich wehren sie sich dagegen, daß ein persönlicher Erlöser und Heiland der Gegenstand ihres Verlangens sei. Sie denken vielmehr an eine philosophische Idee, an ein Erlebnis oder dgl., das die Welt von ihren Sorgen und Beschwerden befreien werde. In jedem Falle aber ist es etwas von außen Kommendes. Sie warten und hoffen auf seine Erscheinung als auf ein plötzliches Ereignis, zu dessen Herbeiführung sie wenig oder nichts tun könnten.

Jedes Geschöpf lebt wollend und verlangend und ist insofern unbefriedigt. Die Befriedigung ist nur ein Durchgangspunkt zu neuen Wünschen und Begehrungen. Aber es ist ein großer Unterschied, ob die Befriedigung durch eigne Kraft und eignes Wirken gesucht wird, oder ob man sie von außen her erwartet. Bei der modernen Seele ist das letztere der Fall. Sie verzweifelt

daran, selber erschaffen zu können, was sie braucht, und hofft, daß es als etwas Fertiges zu ihr kommen werde.

Sollten wir uns nicht zu der Erkenntnis aufraffen, daß dies niemals geschehen kann? Sollten wir nicht einsehen, daß kein Erlöser zu uns kommen wird, wenn wir ihn nicht herbeiholen? Und woher können wir ihn holen? Allein aus uns selber. Erlösung ist nicht etwas, das irgendwo bereit liegt, sondern etwas, das wir erschaffen müssen. Kein Auslugen hilft uns, kein Beten, kein Glauben. Das alles bringt das Gewünschte nicht herbei, und wenn noch viel mehr Menschen als heute sich diesen Beschäftigungen hingäben.

In der vordersten Reihe unserer Kultur sehen wir drei besonders auffallende Gruppen stehen. Die erste Gruppe sind die Kritiker, die zweite die Schaffenden, die dritte die Propheten. Mitunter vereinigt ein Einzelner diese drei Typen in seiner Person. Die Kritiker sehen ihre Aufgabe entweder darin, sich und anderen die Hoffnung auf Erlösung zu nehmen, oder, wenn sie positiv sind, darin, scharf aufzupassen, um die eintretende Erlösung bei Zeiten gewahr zu werden und die Welt auf sie aufmerksam zu machen. Der falsche Heiland soll entlarvt und der wahre würdig begrüßt werden. Die Propheten kündigen seine demnächstige oder in ferner Zukunft liegende Ankunft voraus und geben eine mehr oder weniger dunkle Beschreibung von dem glücklichen Zustand, in dem sich die erlöste Menschheit befinden würde. Es macht dabei wenig Unterschied, ob der Übermensch oder der Zukunftsstaat oder was sonst als Träger der Erlösung gedacht wird. Die Schaffenden endlich argwöhnen, daß sie selber der Erlöser seien. Sie warten daher auf sich selber und wünschen den Augenblick herbei, wo ihnen die erlösende Kraft und Stimmung kommen werde. Sie meinen, es käme nur auf die rechte Eingebung an, damit sie die Beglückung der Welt ins Werk setzen könnten. Sie selber könnten nichts weiter dazu tun, als die Mittel anwenden, die von jeher zur Herbeiführung der Inspiration gedient haben. Die Hauptleistung, die man billigerweise von ihnen erwarten müsse, sei, zu warten und sich in Stimmung zu versetzen.



Wie wunderlich ist das alles! Ein wenig Nachdenken müßte uns doch lehren, daß wir auf diese Weise nie zum Ziel kommen werden. Wenn ich ein Ziel erreichen will, gibt es doch nur ein einziges sicheres Mittel dazu, nämlich daß ich mich auf den Weg zu ihm mache. Es mag gut sein, daß ich zunächst Reisevorbereitungen treffe, vielleicht auch einen Plan entwerfe, ja vielleicht auch meinen Plan mit schönen Worten anderen mitteile und in mir und in ihnen das Verlangen nach dem Ziel zu steigern suche, indem ich seine Schönheiten mit lebhaften Farben vor die Phantasie rufe. Aber dann muß doch der wirkliche Aufbruch erfolgen. Ich muß den Weg nicht bloß in der Phantasie, sondern in Wirklichkeit antreten und ihn Schritt für Schritt, mit Geduld und Ausdauer, zurrücklegen. Das Warten, Planen und Prophezeien bringt mich in Ewigkeit nicht hin, ich muß meine ganze reale Kraft brauchen. Alle Propheten sind einig in dem Glauben und Verlangen, daß der Berg zu ihnen käme. Er kommt aber nicht, und so müssen sie sich alle entschließen, zu dem Berge hinzugehen. Das heißt aber, sie müssen aufhören, Propheten zu sein.

Entschließen wir uns, das Propheten- und Kritikerhandwerk aufzugeben! Ergreifen wir einen anständigeren Beruf. Und welchen? — Werden wir Lehrer! Suchen wir unsere und die Zeitseele zu bilden! Das ist nämlich der wirkliche Weg zum Ziele. Durch Erziehung werden wir fähig, die ersehnte Erlösung in uns aufzunehmen, sie uns zu geben, oder besser gesagt: wir haben sie nicht mehr nötig. Erziehen wir uns und die Zeit zur Selbstbefreiung. Erwerben wir uns und ihr durch geduldige ausdauernde Arbeit, was allein durch sie erworben werden kann.

Also Erziehung anstelle der Erlösung! — Aber von Erziehung wird heute soviel gesprochen, daß es nicht nötig scheint, auf sie hinzuweisen. Man ist des Redens über Erziehung schon müde und erwartet nichts von ihr. Man wird auch den Anregungen dieses Buches mit Mißtrauen begegnen. So ist denn vor allem zu sagen, was wir unter Erziehung verstehen. Der erste Fehler, den man macht, ist, daß man von Erziehern, nicht

von Erziehung redet; der zweite, daß man von vergangenen, nicht von gegenwärtigen Erziehern redet. Fast alle großen Männer und Zeiten sind uns der Reihe nach als Erzieher angepriesen worden, alte und neuere, weltliche und geistliche, deutsche und ausländische. Was für eine Wirkung kann aber von solchen pädagogischen Mächten ausgehen? Man deutet mit Prophetengeste auf die Leistungen und Verdienste der Vergangenheit hin und sagt: seht, das ist einst erreicht worden. Geht hin und tut desgleichen! — Wie wir es aber machen sollen, dasselbe zu erreichen, was vergangenen Zeiten und Menschen vergönnt war, verschweigt man uns. Und wenn man uns auch Mittel und Wege angibt, so vergißt man doch, uns diese Wege zu führen und die Anwendung der Mittel zu lehren. Den Wunsch, groß und glücklich zu werden, braucht man nicht erst rege zu machen. Denn er ist in unserer Zeit so lebendig, wie er nur sein kann. Wir haben das stärkste Verlangen, uns von der Unbefriedigung loszumachen und alles das zu haben und zu sein, was glücklichere Epochen hatten und waren.

Niemand wird leugnen, daß es von hohem Werte ist, sich Männer wie Goethe oder Jesus oder Rembrandt oder wer es sonst sein mag, recht deutlich vor Augen zu stellen. Dadurch aber werden wir ihnen noch lange nicht ähnlich. Wenn man uns lehrt, derartige Männer zu betrachten, so ist das Nötigste, daß man uns auf ihre Herkunft und ihre Entwicklung aufmerksam macht und uns zeigt, wie sie das werden konnten, was sie waren. Unter welchen Voraussetzungen und durch welche Hilfsmittel gewannen sie die Lebensergebnisse, die wir bewundern? Und will man diese Lebensergebnisse dann für uns nutzbar machen, so muß man sorgen, daß sie uns in Fleisch und Blut übergehen. Verschafft man uns nur die theoretische Kenntnisnahme, so ist damit noch sehr wenig getan. Sie macht uns nicht besser und glücklicher, so wenig den Hungrigen ein Stück Brot satt macht, das man ihm vorzeigt. Er muß es essen. Jemandem geistige Nahrung wirklich einzugeben und ihn durch sie zu bilden und zu kräftigen, ist aber nicht so ganz leicht. Wir lernen von den alten Erziehern nur dann, wenn sie in uns

ein neues Leben gewinnen. Das geschieht nicht dadurch, daß wir ihre Ansichten, Schöpfungen, Lebensergebnisse einfach übernehmen und wie es zu geschehen pflegt, übertreiben oder verwässern. Nein, wir müssen für unsere Person und Zeit das tun, was sie für die ihrige getan haben. Wir machen die Lehren der Vergangenheit nur dadurch nutzbar, daß wir sie in Gegenwart verwandeln.

Wer also die Erziehung durch die Vergangenheit hervorhebt und damit nicht zugleich zur Selbsterziehung auffordert, der redet in den Wind. Die Hauptarbeit fällt uns selber zu und kann uns von keiner Vergangenheit abgenommen werden. Kein Heiland konnte der zukünftigen Menschheit ihre Sünden im voraus abnehmen und uns durch seine Selbstopferung erlösen. Wir müssen es selber tun. Wir müssen unser Kreuz auf uns nehmen, wie jener das seine auf sich nahm, und müssen also, wenn wir von einem vergangenen Erzieher wirklichen Nutzen haben wollen, ihn durch uns selber ersetzen und überflüssig machen. In diesem Sinne sage ich: nicht Schopenhauer als Erzieher, nicht Goethe als Erzieher, nicht die Griechen oder ein andres Volk als Erzieher, sondern wir selber als Erzieher! Die Besten unserer Zeit sollten es als ihre nächste und schönste Aufgabe erkennen, Erzieher zu sein.

Ich halte die Unbefriedigung der modernen Seele für ein Zeichen ihrer Unerzogenheit, die zu einer Krankheit ausgeartet ist. Darum tut ihr nichts nötiger als Erziehung und Heilung. Nicht, daß die schon viel zu ausgedehnte Samaritertätigkeit einen noch größeren Umfang erhalten müßte. Daß sich einer für die anderen opfert, hat mit der Erziehung direkt nichts zu tun, zumal nicht dann, wenn weder er noch die anderen Nutzen davon haben. Wir glauben nicht, daß Mitleid und Nächstenliebe den modernen Nöten abhelfen kann. Vielmehr ist der Mitleidige in den meisten Fällen selber ein Opfer der Schwierigkeiten, mit denen unsere Zeit zu kämpfen hat. Er ist ein Symptom, kein Heilmittel. Auch wird es sich unsere Zeit hoffentlich verbitten, daß man Mitleid mit ihr hat. Sie wird tapfer sein, wird ihre wahren Kräfte kennen lernen und sich ihrer bedienen,



um die Schwierigkeiten zu überwinden, in die sie sich verstrickt sieht.

Die ältere Generation und alle Jüngeren, die den modernen Kämpfen aus sicherer Ferne zuschauen, wissen freilich ein viel besseres Mittel, mit den Schwierigkeiten fertig zu werden. Sie begreifen nicht, was wir wollen, und geben uns den Rat, die moderne Krankheit einfach abzuschütteln. Wir sollen uns und andere vor der Infektion bewahren, oder, wenn sie geschehen ist, die schädlichen Wirkungen durch eine Gegenkur möglichst schnell beseitigen. Wer gesund ist, braucht keinen Arzt; wer mit richtigem Verstand und Instinkt auf die Welt kommt, braucht keine Erziehung. — Die Dinge liegen aber anders. Die moderne Krankheit (deren Hauptsymptome Anarchismus und Romantik sind) ist unausweichlich. In irgend einem Sinne sind alle, die an unserer Kultur aktiven Anteil nehmen, ihr verfallen oder werden ihr noch verfallen. Sie ist keine von außen eindringende Infektionskrankheit, sondern entsteht naturgemäß mit unserem Wachstum. Wenn wir nach Mitteln suchen, ihr zu begegnen, so suchen wir im Grunde nur nach Beschleunigungsmitteln dieses Wachstums. Wir brauchen Unterstützungs- und Festigungsmittel unserer Natur und werden dieselben um so stärker auf uns wirken lassen, je klarer wir erkennen, daß sie ebenfalls aus unserer Natur herauswachsen. Wenn wir die moderne Seele bekämpfen, vergessen wir doch keinen Augenblick, daß auch wir nur ein Teil von ihr sind. Wir stehen in der modernen Entwicklung drin, nicht abseits wie etwa der typische Gelehrte. Wir fühlen jede Regung, jede Verirrung und Zuckung der modernen Seele mit und stellen Betrachtungen über uns selber an, wenn wir von der modernen Seele sprechen. Der Kampf ist ein Kampf gegen uns selber, die Verurteilung Selbstverurteilung. Wer dies nicht versteht, wird einem Versuch, wie dem vorliegenden, nicht gerecht werden können. Leider wissen ja viele von den Alteren wenig von uns und unseren Aufgaben. Sie lassen es sich angelegen sein, unsere Fehler zu verdammen, sehen aber nicht, daß die Fehler notwendig sind und daß sie selber, namentlich der Teil der Alteren, der sich ausdrücklich als unser Lehrer und



Erzieher bezeichnet, unsere Mitschuldigen sind. Wir haben uns völlig davon überzeugt, daß Sünden nicht dadurch aus der Welt zu schaffen sind, daß man sie wegleugnet oder bei irgend einer höheren Macht Vergebung sucht. Man muß sie so ehrlich, wie man sie begangen hat, bekennen und dann ihrer Herr werden. Außenstehende werden uns nicht viel dabei helfen können. Wir verlangen es auch nicht. Nur etwas weniger Pharisäertum wäre gewissen Anklägern unserer Zeit anzuempfehlen.

Viele Gelehrte und Kritiker, auch einige Künstler nehmen es schon übel, wenn man sich zu einer positiven Entscheidung in diesen Fragen entschließt. Sie meinen, man müsse alles gehen lassen, wie es geht; denn jeder Ratschlag, den man erteilt, jede Zielsetzung, zu der man sich aufrafft, sei eine Vergewaltigung der natürlichen Entwicklung. Wer Partei ergriffe, sei immer ungerecht und einseitig. Denn für alles, was man verwerfe, und gegen alles, was man auf den Schild hebe, lasse sich sehr viel geltend machen. Zweifellos ist das richtig. Aber ebenso richtig ist, daß Leben Schätzen ist, d. h. Bejahen und Verneinen, Aufnehmen und Abweisen. Jedes lebende Wesen muß andere unterdrücken und gegen sie ungerecht sein. Wer das nicht will, sollte sich nur gleich auf die Totenbahre legen. Gewiß sind die Leute, die faul und behaglich, spöttisch oder hoffnungslos neben dem Leben stehen, die alles Kämpfen und Zielsetzen ablehnen, viel klüger als wir. Aber ihre Klugheit bringt sie nicht vorwärts. Als Vorbereitung zum Handeln ist das Betrachten wertvoll; aber wenn es Selbstzweck ist, wenn es darin sein Genüge findet, die Fehler und Vorzüge gegen einander abzuwägen, die jedes menschliche Streben, jede Zeit mit ihren Hoffnungen, jeder Mensch mit seinen Idealen hat, so ist es machtlos und sinnlos.

Wer wird die großen Vorteile verkennen, die uns die wissenschaftlich-kritische Überschwemmung bringt! Einer der größten ist, daß wir unseren Anschauungen und Idealen nicht mehr absolute, sondern nur relative Gültigkeit zuerkennen. Wir haben gelernt, daß wir zwar tapfer unser Leben verteidigen und auf Eroberungen ausgehen müssen, daß aber unsere Vorfahren das gleiche Recht hatten und unsere Nachkommen es sich eben-

falls nicht nehmen lassen werden. Das heißt, was heute richtig ist, war gestern vielleicht falsch und ist es morgen vielleicht wieder. Bestrebungen, die den unsrigen zuwiderlaufen, sind darum nicht weniger berechtigt. Wir können sie begreifen, wir können anerkennen, was sie Gutes gebracht haben, und können auch den gegenwärtigen Gegensätzen mit Verständnis nachgehen. Trotzdem behaupten wir unseren Platz. Wir lassen uns durch den Überblick über die gesamte Entwicklung, den wir zu gewinnen suchen, durch die Freude, die wir am Widerspiel großer Gedanken und Kräfte haben, nicht unsere eigene Kraft rauben. Wir suchen unsere Antwort auf alle tiefsten Fragen, die die Menschheit an sich und an die Welt richtet, zu finden und führen unsere einzelne Stimme in dem großen Musikstück, das die Menschheit aufführt, wacker durch.

Sprechen wir es ehrlich aus, warum der moderne Mensch einen so großen Widerwillen gegen die Erziehung und alles, was mit ihr zusammenhängt, hat. Er ist zu eitel, um sich erziehen lassen zu wollen, und ist zu arm, um Erzieher sein zu können. Der moderne Mensch will sich ausleben, das hält er für sein Recht und für seine stolzeste Pflicht. Was versteht er aber unter diesem Wort: ausleben? Nichts anderes als seinen augenblicklichen Impulsen nachgeben, ohne Zusammenfassung und Ordnung seines Wesens leben. Er faßt sich nicht mehr als ein Ganzes und erst recht nicht die Gesamtheit, zu der er gehört, als ein Ganzes. Eine Verantwortung, die über sein Ich hinausweist, will er auf keinen Fall übernehmen. Ja, auch die Verantwortung für sich selber lehnt er ab. Man kann es so ausdrücken, daß ihm die Liebe zu sich selber und zum Ganzen abhanden gekommen ist. Er wird dies bestreiten; aber folgende Überlegung macht es vielleicht deutlich.

Die Mutter nährt ihr Kind und unterweist es in den Anfangsgründen des Menschentums. Sie regelt seine Funktionen, z. B. die Ausscheidung, und lehrt es Beherrschung der augenblicklichen Impulse. Die einzelnen Triebe werden in eine Ordnung gebracht und dadurch wird das junge Geschöpf befähigt, ein höheres oder, wie wir sagen, menschliches Leben zu führen.



Die Mutter ist also, indem sie mit dem Instinkt der Liebe die Grundlagen der Erziehung legt, für die Kultur tätig. Sie mehrt und fördert an ihrem Teile die Kultur. Wer sich auslebt dagegen, fördert die Kultur nicht im geringsten. Er zehrt nur von ihr und verbraucht sie. Er verbraucht sie um so rücksichtsloser und liebloser, je raffinierter die Kulturgenüsse sind, durch die er seinen Trieben Befriedigung zu verschaffen sucht. Er ist eine Drohne. Man wendet ein, daß auch die Mutter nur ihre Triebe befriedigt und kein Verantwortungsgefühl hat. Nein, bewußt hat sie es nicht, aber als Instinkt hat sie es. Auch wir brauchen es nicht bewußt zu haben, brauchten es nicht als etwas Sichtbares und theoretisch Darstellbares zu besitzen. Aber die Folgen müßten sich nachweisen lassen. Die Triebe müßten sich so äußern wie bei der Mutter und bei jedem mit der Natur in Zusammenhang gebliebenen Wesen.

Aber die moderne Seele ist blind. Sie vermeidet es mit Absicht, über den Begriff der Kultur Klarheit zu gewinnen. Wenn sie die kulturschaffenden Kräfte begriffe, wenn sie das Knochengerüst, die Muskeln und Nerven der Kultur kennen zu lernen suchte, so würden ihr auch die Anforderungen nicht verborgen bleiben, die die Kultur an jedes ihrer Mitglieder stellt. Aber ihr Blick richtet sich nicht auf diese Dinge. Sie liebt nicht, ins Innere zu sehen, sondern sieht lieber in die Höhe und Ferne. Ihre feine Erkenntnisfähigkeit und ihr starkes Erkenntnisverlangen zieht sich immer mehr auf einen Punkt zusammen, der der Erkenntnis im Grunde sehr wenig bietet. Sie drängt von sich selbst ab und dem Nebel des Unerkennbaren zu; von einem unbekannten Etwas erhofft sie eine weit größere Befreiung, als ihr die Wirklichkeit ermöglicht. Die moderne Seele ist damit beschäftigt, die Erkenntnis in Sehnsucht aufzulösen. Und nicht nur die Erkenntnis! Sehnsucht ist das stärkste, das beherrschende Gefühl des modernen Menschen. Sie durchdringt sein ganzes Leben und klingt aus fast allen modernen Erzeugnissen und Menschen heraus. Auf die mannigfachste Weise weiß sie sich zu verkleiden und die verschiedensten Triebe weiß sie in ihren Dienst zu zwingen. Was ist Sehnsucht? Wie kommt es, daß

gerade sie von der modernen Seele Besitz ergriffen hat und ihr alle Kraft und alles Mark aussaugt?

Man muß wohl zwei Formen der Sehnsucht unterscheiden, eine männliche und eine weibliche. Der wirkende Mensch hat die erstere. Sie reizt zur Tat, sie ist das Band zwischen seinen einfachsten Trieben und seinen höchsten Wünschen und Idealen, zu denen er stets ein aktives Verhältnis hat. Er will sie verwirklichen. Was er nicht verwirklichen kann, läßt er auf sich beruhen. Er streckt seine Hand nicht nach den Sternen aus. Die weibliche Form der Sehnsucht dagegen lähmt die Kraft. Die Wünsche verbinden sich nicht mit dem aktiven Streben. Die Ideale sind nicht eine Verherrlichung des Menschen, sondern seine Verurteilung und Aufhebung. Dieser Sehnsüchtige empfindet, je mehr seine Sehnsucht anwächst, desto vernichtender seine Ohnmacht und sein Unvermögen, den Gegenstand seiner Sehnsucht zu erobern. Dessen Anblick entzündet nicht sein Wollen und Können, sondern löscht es aus. Der Sehnsüchtige also ist passiv und leidet an der Sehnsucht wie an einer Krankheit. Historisch können wir die weibliche Sehnsucht namentlich an einigen religiösen Zuständen verfolgen. Der Mensch sehnt sich nach dem Göttlichen. Aber so sehr sich seine Sehnsucht steigert, bleibt sie doch völlig passiv. In der Ekstase, d. h. der durch ungemessene Sehnsucht vollzogenen Vereinigung mit Gott, ist das aktive Leben des Menschen vollkommen ausgelöscht. Schon im Gebet zeigt sich etwas Derartiges. Der brünstige Beter sucht Gott und will sich ihm möglichst nähern. Er wählt dazu aber nicht den männlichen Weg, sich wirkend und handelnd vollkommen zu machen und dadurch mit Gott, d. h. doch mit dem Vollkommenen, eins zu werden. Nein, durch Betrachtung und Sehnsucht soll Gott zu ihm hingezwungen werden. Eine plötzliche Beseitigung der Unvollkommenheit und mystische Ertötung der Sündhaftigkeit soll erfolgen, und zwar durch Gott, nicht durch den Unvollkommenen und Sünder. Der Mensch schiebt also die ganze Handlung dem anderen Teile zu. Gott soll ihn reinigen, erfüllen oder, mit dem treffendsten Ausdruck: erlösen. Der religiöse Mensch nennt es unmöglich, sich durch

eigne Kraft zu erlösen. Er empfindet diese männliche und allein menschenwürdige Art, seiner Unvollkommenheit Herr zu werden, als Anmaßung. Und doch wird nur durch sie die Erlösung wirklich vollzogen. Nur wer auf ganz irdische Weise an sich arbeitet und sich erzieht, wird in Wahrheit ein Höherer und Vollkommenerer. Der Ekstatische wird es nur in der Phantasie. Die religiöse Erlösung ist Preisgabe der wahrhaften Erlösung. Weil der Mensch verzweifelte, seine Sehnsucht nach der Vollkommenheit handelnd zu befriedigen, erfand er sich die Phantasiebefriedigung seiner Sehnsucht durch die religiösen Schleichwege der Ekstase und anderer Mittel und Gebräuche.

Nietzsche pries die Sehnsucht und sagte, sie schaffe quellenahnende Kräfte. Damit wollte er sagen, der Sehnsüchtige fände auch die Mittel und gewänne die Kräfte, den Gegenstand seiner Sehnsucht zu erreichen. Er hatte recht, wenn er die männliche Sehnsucht im Auge hatte. Nietzsche täuschte sich aber, wenn er in sich und in seinem Streben diese männliche Sehnsucht herrschend glaubte. Er und die ganze moderne Seele tut aufs klarste dar, daß ihre Sehnsucht nicht quellenahnende Kräfte schafft, sondern im Gegenteil den Blick trübt und an der Kraft zehrt. Wer hätte die Stärke, das Ersehnte mit Sicherheit zu erfassen und in Besitz zu nehmen? Die Sehnsucht nach dem Besitz ist groß genug. Aber Wille und Kraft zur Eroberung fehlen. Wohl bringt der eine oder der andere es fertig, den geliebten Gegenstand in einem ekstatischen Zustand erhöhter Empfindung an sich zu reißen und in der Vorstellung sich an ihm zu sättigen. Aber in Wirklichkeit werden alle die Himmel, die zwischen der Sehnsucht und ihrer Erfüllung liegen, nicht durchmessen. Jesus erscheint wohl der Nonne, aber seine Liebesumarmung ist nicht wirklich. Das Fieber der Sehnsucht schafft keinen vollen reinen Liebesgenuß, sondern läßt, wenn es vorbei ist, die Liebende ärmer und einsamer zurück, als sie vorher war. Wir leugnen nicht, daß die Phantasiebefriedigung, mag sie religiös sein oder künstlerisch, den Menschen in einem gewissen Sinne und unter gewissen Umständen wirklich erhöht. Sie vergeistigt ihn und hat sich als ein großes Erziehungsmittel der Menschheit erwiesen.

Wir kommen später darauf zurück. Jetzt reden wir von den verhäßlichenden und erniedrigenden Wirkungen der Phantasiebefriedigung.

Bekanntlich gibt es begeisterte Augenblicke in der religiösen Sehnsucht, wo sich der Mensch in einer krankhaften Trübung seines Bewußtseins für den Gott selber hält und sich als solcher geberdet. Er wird der Schauspieler seines Ideals und meint es dadurch in seinen Besitz zu bekommen. Wie stark diese Kraft in den Frühzeiten der Menschheit war, wie herrlich sie von den Griechen ins Gesunde gewendet und für die Kultur nutzbar gemacht worden ist, möge man z. B. aus Erwin Rohdes Werk „Psyche" lernen und auch aus Nietzsches „Geburt der Tragödie" erschließen. Der Enthusiasmus in seinen verschiedenen Formen, die dionysische Steigerung des Menschen über sein natürliches Denken und Sein hinaus, hat den größten Anteil an den Errungenschaften menschlicher Kultur. Ich glaube aber, daß unsere modernen dionysischen Künstler und Philosophen nicht sehr viel Recht haben, sich auf die Griechen und auf andere große Enthusiasten zu berufen. Bekanntlich tat das namentlich Richard Wagner. Er verspürte die Kräfte in sich, die in den großen griechischen Künstlern lebten, als sie die griechische Tragödie schufen. Er wollte es ihnen nachtun. Der junge Nietzsche war überzeugt von Wagners Berechtigung dazu und huldigte dem gottbegeisterten Sänger und Seher als dem Führer zu einer neuen Kultur. Später warf er Wagner Unechtheit und Schauspielerei vor und versuchte selber auf dionysischen Wegen zu wandeln. Diese beiden Männer sind nicht die einzigen in unserer Zeit, denen es der gefährliche Gott Dionysos angetan hat. Er geht allenthalben um; unter mannigfachen Masken treibt er sein Wesen. Gut! Schüttle er die moderne Seele und reiße sie empor! Göttliche Raserei hat so viel Großes zur Welt gebracht. Warum sollte sie es heute nicht können? Aber man sei auf seiner Hut! Kein Gottesdienst verlangt so Schweres wie der des Dionysos. Kein Gott verfährt so grausam mit seinen Dienern, wenn sie seiner nicht würdig sind, als er. Er rächt sich bitter und schenkt Gift anstatt des erhebenden und erlösenden Trankes ein. Der

Begeisterte lallt oder schreit, er sucht Händel, er liegt wohl gar starr und beschmutzt in der Gosse. Vor allem verliert er das Unterscheidungsvermögen zwischen Wahrheit und Schein. Er möchte sich an Gespenster anklammern, die die Sinne ihm vorgaukeln, und verkündet seine Träume als Wirklichkeit. Er lügt also und schauspielert. Er spiegelt uns Dinge vor, die seine Sehnsucht, aber nicht sein Eigentum sind. So zog Nietzsche den Mantel Zarathustras an und klebte den Bart des Weisen an sein Kinn. So sang Wagner Urlieder des Germanentums und stellte die Ureinheit der Kunst wieder her. So zaubern uns Metaphysiker große Weltzusammenhänge vor. So bauen, bilden und malen Künstler auf Grund eines Naturgefühls, Raumgefühls und Formgefühls, das sie wohl haben möchten, aber nicht haben. All das wird aus der Sehnsucht geboren. Diese Sehnsucht selber ist echt, aber was die Sehnsucht schafft, ist unecht und muß unecht sein. Wie suchen diese Menschen und Werke das, was sie wünschen und träumen, zur Wirklichkeit zu machen? Sie stellen es dar. Sie sagen: hier steht es vor euch! Seht hin; es ist Wirklichkeit! — Sind sie ehrliche Schauspieler, so glauben sie an die Wahrheit und Kraft ihrer Gaukelei. Sie sehen das Ersehnte, so gut wie die Nonne in der Ekstase ihren Jesus sieht. Sie schelten unsere schlechten Augen und unsere undionysische Seele, wenn wir es nicht sehen, wenn wir die geschickte Maskerade zwar bewundern und viele echte Steine an den Kostümen entdecken, aber trotzdem nicht glauben, daß in dem Purpurmantel ein wirklicher König steckt. Die wirklichen Könige tragen keine Purpurmäntel und gehen viel weniger stolz einher als die Könige auf den Brettern.

Wie ist es nur möglich, daß so viele Leute in Wagner einen wirklichen Heros sehen! Wie entartet muß unser Sinn für Echtheit und Reinheit sein! Man hält Wagner unbefangen neben Aischylos oder das Nibelungenlied und fühlt keinen Abstand. Man findet auch, daß sich Nietzsches Sätze recht gut an die Seite altgriechischer oder anderer Weisheitssprüche stellen lassen. Ich verkenne wahrhaftig nicht die Feinheit, den Reichtum und die Tiefe Nietzsches oder Wagners. Diese Männer sind

unser Stolz. Aber stehen ihre Werke klar und groß da, wie die Werke jener alten Zeiten? Haben sie nur ein klein wenig von deren sicherer Schönheit? Jene Zeiten schufen aus der Fülle, nicht aus der Sehnsucht heraus. Sie wollten sich nicht betrügen, nicht betäuben, nicht vergessen, wollten sich nicht durch krampfhafte Aufschwünge über sich selber erheben. Man besinne sich doch nur und verscheuche die täuschenden Nebel! Man sehe doch jene Alten genau an und frage sich, ob auch ihnen der Theaterflitter anhängt, der uns bei den Heutigen so begeistert.

Aber vielleicht verkennen die Modernen gar nicht den Unterschied zwischen diesen und jenen. Viele werden sich beeilen, mir zu sagen, daß es ungerecht sei, einen Vergleich überhaupt anzustellen. Unsere Zeit könne unmöglich so einfache und starke Werke erzeugen wie etwa das ältere Griechentum. Sie habe eine andere Schönheit und andere Vorzüge. — Nun ja, das eben sage ich. Wir haben in der Tat nicht die Möglichkeit, es den Alten gleich zu tun. Wir sind nicht imstande, ebensolche Kunstwerke, Philosophien, Lebensideale zu schaffen. Darum sollen wir uns eben hüten, dieselben nachzuahmen und das, was sie waren, zu sein scheinen, indem wir es schauspielerisch darstellen. Man nehme die Maske der Größe und Monumentalität ab! Denn hinter ihr verbirgt sich nicht wahre Größe, sondern nur Sehnsucht nach Größe.

Gewiß, es ist unsere Aufgabe, Einfachheit und Größe wiederzugewinnen. Ich meine keineswegs, daß wir darauf verzichten sollen, und stimme z. B. dem, was Meier-Gräfe im „Fall Böcklin“ hierüber sagt, nicht zu. Aber wir müssen den Weg beschreiten, der uns zur Einfachheit und Größe führt. Sie darzustellen und vorzuspiegeln ist nicht der richtige Weg. Sich zu ihr zu erziehen ist der richtige Weg. Wenn jemand den Wunsch hat, König zu werden, so ist er nicht so töricht, sich königliche Kleider anzulegen, eine Krone aufzusetzen und sich königlich zu geberden. So machen es höchstens die Kinder. Vielmehr sieht er sich nach Mitteln und Wegen um, ein Königreich zu erobern. Hat er das erreicht, so ist er ein wirklicher König und die äußeren Abzeichen

und Zutaten seiner Würde werden sich ganz von selber einfinden.

Fast alle Romantik ist Sehnsucht. Fast alle Romantik haßt und verachtet die Erziehung. Der Romantische wünscht und schauspielert, der Klassische vollbringt und hat. Vielleicht wünscht jener etwas Höheres, als dieser besitzt, und dünkt sich deshalb erhaben über ihn. Er schaut in die Wolken und fliegt in die Sonne. Wie sollte er den ruhig auf der Erde Schreitenden und gradeaus Schauenden nicht verachten! Ich schelte den Romantiker nicht; er ist für die menschliche Entwicklung von höchstem Wert. Alle großen Umbildungen und Neubildungen gehen von romantischen (oder dionysischen) Geistern aus. Die Menschheit weiß alle ihre Organe und Eigenschaften zu nutzen. Jede Eigenschaft muß ihren Zwecken dienen, jede auf ihre Weise und an ihrer Stelle. Aber auch die Romantik hat ihre starke und ihre schwache Form, und ich bin der entschiedenen Meinung, daß die großen Geberden unserer heutigen Romantiker weiter nichts sind als Schwäche und Verzweiflung. Wir müssen über unsere Romantik unbedingt hinauswachsen, denn sie ist es, die ihren eigenen Zielen am meisten im Wege steht. Es ist ähnlich wie mit den Schwärmern für die politische Einigung Deutschlands, die der wirklichen Durchführung dieser Einigung durch Bismarck am meisten entgegenstanden. Sie wünschten; er tat. Sie dachten sich die Mittel und das Ziel weit idealer als er und schalten ihn nüchtern, gewalttätig und rückständig. Aber diese Eigenschaften waren nur Erscheinungsformen der Kraft, die das vollbrachte, was die anderen wünschten. Die Wünschenden waren von diesen unangenehmen Eigenschaften frei, aber auch von der Kraft und dem Willen. Sie meinten, mit Reden und Phantasien, mit Idealität und langen Haaren ließe sich ein Reich gründen.

In dem, was wir Deutsche Idealität nennen, verbirgt sich viel ohnmächtige weibliche Romantik. Wir stellen der häßlichen harten Wirklichkeit gern ein unwirkliches Reich der Schönheit und reinen Wonne gegenüber. Alle Menschen und Zeiten haben diese Neigung, und sie wird ja wohl ihren guten Sinn und ihren pädagogischen Wert haben, was wir in einem

späteren Kapitel untersuchen. Aber bei uns Deutschen gewinnt die Entgegensetzung zuzeiten einen geradezu unheimlichen Charakter. Wir träumen uns in ein höheres Leben hinein und umgeben uns mit Bildern aus einer höheren Sphäre, die wir uns teils sehnsüchtig-inbrünstig, teils betrachtend-resigniert ausmalen. Da die Wirklichkeit uns nicht befriedigt, entschädigen wir uns durch zeitweilige Auswanderung in das Land der Phantasie. Hebt die Erleichterung, die wir uns dadurch verschaffen, unsere Kräfte, und kehren wir stärker und entschlossener aus dem Traume in die Wirklichkeit zurück, so ist der pädagogische Wert erwiesen. Die „wahre Welt" ist dann ein heilendes kräftigendes Bad. Wir werden mit dem Willen erfüllt, diese wahre Welt zur wirklichen zu machen, sie aus den Wolken herabzuholen und auf die grüne lebendige Erde zu verpflanzen, das hieße dann natürlich: den Gegensatz aufzuheben.

Begnügt sich nun aber der Idealist damit, an die wahre Welt zu glauben, auf sie zu hoffen und sich nach ihr zu sehnen, so büßt er seine Kraft ein und vergeht sich an der höchsten Sache der Menschheit, nämlich an der Kultur. Denn diese beruht darauf, daß Gedanken, Lebensmöglichkeiten und Lebensformen, die die Phantasie oder die Vernunft des Menschen findet, dem ganzen wirkenden Menschen einverleibt werden. Der Idealist hält die Verwirklichung nicht für möglich, auch nicht für nötig. Phantasiebefriedigung seiner Wünsche genügt ihm. Der Trieb, der der Erfindung einer wahren Welt zugrunde liegt, verlangt von Natur so gut wie jeder andere Trieb nach wirklicher Befriedigung, die allein durch die Besitznahme von dem ersehnten Gegenstand erfolgt. Diesen Trieb betrügt er, indem er ihm eine scheinbare Befriedigung verschafft, ihn durch unnatürliche Reizung ermüdet und einschläfert. Aber auf die Dauer wird der so betrogene Trieb zu einem zerstörenden, entkräftenden Gast in seiner Seele.

Denken wir etwa an die Stellung, die die Kunst im heutigen Leben einnimmt. Sie steht eigentlich gar nicht innerhalb desselben, ist gar nicht ein natürlicher Bestandteil dieses Lebens, sondern steht abseits. Die Kunst ist eine fremde Welt, zu der

man in besonderen Augenblicken Zutritt zu erlangen sucht. Wenn man es streng nimmt, muß man sagen, daß es uns Deutschen nur bei der Musik gelungen ist, sie einheimisch und seßhaft zu machen. Und auch sie ist heute auf gefährlichen Irrwegen begriffen. In der modernen Seele mag ja manches darauf hindrängen, die Kunst nahe an sich heranzuziehen. Aber andere noch einflußreichere Triebe suchen sie fernzuhalten, in der Befürchtung, daß allzu nahe Berührungen den erhebenden Einfluß der Kunst beeinträchtigen könnten. Man will keine Ehe mit der Kunst eingehen, damit der Zauber, den sie ausübt, nicht verschwindet. Als unerreichte und nur ersehnte Geliebte findet man sie reizvoller denn als besessene Gattin. Denn man will ja über der Kunst den Tag mit seinen Sorgen und Plagen vergessen.

Aus diesem Grunde wird auch die Kunst nicht gezüchtet, nicht auf der Schule gelernt wie anderes, was zum höheren Leben des Menschen gehört. Die Kunst tritt nicht als natürliche Frucht unseres Bildungswesens zutage wie etwa die Wissenschaft. Wer Künstler wird, wird es nicht infolge der normalen Ausbildung, die er von Staatswegen erhält. Er stellt sich meist in Gegensatz zu den Absichten, die der Staat als Patron des Schulwesens verfolgt. Besonders war es Wagner, der die Kunst als eine Himmelsgabe und als etwas Heiliges betrachtet wissen wollte. Um Kunst würdig zu genießen, seien besondere Veranstaltungen und ein geweihter Ort nötig. Er wies dabei auf das griechische Theater hin, das eine religiöse Einrichtung und dessen Besuch eine religiöse Handlung war. Aber wie anders standen trotzdem die Griechen zu ihrer Kunst! Freilich hatte sie den engsten Zusammenhang mit Religion und Kultus, aber sie war das Mittel, beides zu verdeutlichen und in die gesamte Kultur einzuordnen. Was an der griechischen Religion geheimnisvoll und fürchterlich war, das machte sich der Grieche durch die Kunst klar und vertraut. Man kann geradezu sagen, seine Kunst war eine Entzauberin der dunklen Naturgewalten und ein Heilmittel gegen die krankhafte Richtung, die die menschliche Kultur allenthalben zu nehmen geneigt ist. Bei uns sucht die Kunst umge-

kehrt die klare Wirklichkeit in Zauberschleier einzuhüllen und das Krankhafte in uns zu nähren.

Wie stand der griechische Künstler zu seinem Volke? Er war ein notwendiges und natürliches Mitglied desselben. Die Ausübung der Kunst war ein bürgerliches Gewerbe wie andere Gewerbe auch. Und weil sie es war, weil sich die Kunst ganz von selber verstand, war sie wahrhaft religiös und hatte eine Macht, von der wir heute keinen Begriff haben. Hierbei ist allerdings von Wichtigkeit, daß der echte Grieche nicht an einer unfruchtbaren Sehnsucht nach der „wahren Welt“ litt. Er wurzelte in dieser irdischen Welt, trotzdem sie ihm der Philosoph Platon als die scheinbare und wertlose Welt zu verdächtigen suchte. Das Überirdische hatte bei den Griechen nicht annähernd das Interesse wie unter der Herrschaft des Christentums.

Die vom Christentum abhängigen Philosophen sind dem modernen Menschen willkommene Bundesgenossen seiner Sehnsucht. Kant hat die Welt des Erkennens von der des Glaubens getrennt. Er machte den Glauben und die Bedürfnisse des Herzens und Lebens unabhängig von den Ergebnissen wissenschaftlichen Philosophierens. Darin mag er nun Recht haben oder nicht Recht haben. Jedenfalls zieht der moderne Mensch den Schluß daraus, daß es keinerlei Vorschriften und Grenzen für das, was man glaube, gäbe und geben könne. Man dürfe jeder Einbildung, die einem die zügellose Sehnsucht vorgaukle, unbedenklich vertrauen. Wissenschaft und Vernunft hätten kein Recht, sich in diese Dinge einzumischen. So ergeht man sich denn in den angenehmsten Phantasien. Man malt sich die transzendente Welt (sei es nun eine religiöse oder moralische oder mathematische oder sonstige Welt) in den lebhaftesten Farben aus und entschädigt sich für die mageren Ergebnisse, mit denen sich die wissenschaftliche Forschung in den höchsten Dingen naturgemäß begnügen muß, durch Orgien des Glaubens und Ahnens. Der moderne Mensch ist bei Tage nüchtern und fleißig. Er arbeitet mit Hingabe und Ausdauer an seinen wissenschaftlich-technischen Aufgaben. Wenn aber die Nacht kommt, verwandelt er sich in einen wüsten Abenteurer. Er sieht überall lockende oder schauer-

liche Gesichte und ertränkt seinen Unmut über die beengte und kahle Welt des Tages in sorgenlösenden Phantasien. Ein solches Doppelleben ist aber schändlich. Der starke Mensch führt ein einziges einheitliches Leben. Er hat alle seine Lebensäußerungen in Übereinstimmung gebracht und hält sein Sehnen und Glauben ebenso fest im Zaum wie sein Forschen und Wissen. Er verfällt gar nicht darauf, seinen Glauben von seinem Erkennen abzulösen und ihn gegen dasselbe ins Feld zu führen. Unbefriedigte Sehnsucht plagt ihn nicht, verführt ihn also auch nicht dazu, dem Triebe, den die Forschung unbefriedigt läßt, auf Schleichwegen Befriedigung zu verschaffen. Wer sich dazu gedrungen fühlt, ist unerzogen, mag er sich auch mit den schönsten Kleidern schmücken.

Es mag ja richtig sein, daß die Wissenschaft niemals Herrin des Glaubens sein kann. Ja, die unglaublichen Worte, die der Pädagoge Herbart einmal gesprochen hat, mögen ein Korn Wahrheit enthalten, nämlich, daß die Theologen „das Innere des Religionsunterrichts zu bestimmen haben“ und daß die Philosophie lediglich bezeugt, „daß kein Wissen imstande ist, die Zuversicht des religiösen Glaubens zu überflügeln“. Man könnte hier aber vielleicht folgende Fragen stellen. Welche Aufgabe hat der Erzieher? Doch wohl die, den ganzen Menschen zu erziehen. Gehört zum Menschen nicht auch sein Glaube? Also fällt dem Erzieher auch die Pflicht zu, seine Zöglinge zu einem würdigen Glauben zu erziehen. Wer ist aber unser Erzieher? Ich dächte, wenn die Philosophie nicht so feige und fahnenflüchtig wäre, müßte sie sich selber als die Erzieherin, als die Leiterin und Richtunggebende der Kultur bekennen. Sie müßte daher zugeben, daß sie auch auf den Glauben ihrer Zeitgenossen maßgebenden Einfluß gewinnen muß. Damit ist nicht gesagt, daß sie wie die Theologie bestimmte Glaubenssätze vorschreiben und einprägen sollte. Der Glaubensinhalt bleibt frei; wir sind über die Bevormundung durch die Kirche hinausgewachsen. Aber dem Erzieher bleibt hier trotzdem noch ein großes Feld. Er setzt nicht das Was des Glaubens fest, sondern gibt Anleitung es zu finden, indem er das Wie des Glaubens und des ganzen Lebens lehrt.

Doch führt dies schon in den positiven Teil unserer Betrachtungen hinüber. Bleiben wir für jetzt noch bei den Romantikern stehen. Ja, sie sind reich und stolz! Große ewige Güter sind in ihrem Besitz. Aber wir erleben es nicht selten, daß sie auf einmal arm werden, bettelhaft arm, grauenvoll arm. Der Schleier ist zerrissen und alles hat sich als Trug erwiesen. Dann stürzen sie sich wohl in die Wirklichkeit hinein; sie umarmen das Häßlichste, erniedrigen sich oder suchen im Gleichmaß eines festen Lebens, in harter Selbstkasteiung Vergessen und Halt. Sie nehmen wohl auch ein mildtötendes Gift und legen sich zum Sterben. Manche wieder leben als Entrüstete, als Hassende weiter und suchen ihr Heil in unruhiger bohrender Untersuchung der Welt und der Menschenseele. Alle diese Dinge sind der Romantik aufs nächste verwandt. Es sind Anzeichen dafür, daß Illusionen zerstört worden sind, die den Menschen bis dahin leiteten.

Natürlich wehrt er sich, so lange er kann, dagegen, die glücklich machende Illusion fahren zu lassen. Wer einen schönen Traum hat, sträubt sich gegen den grauenden Morgen, der dem Traum ein Ende macht. Der moderne Romantiker liebt seine Krankheit, die ihm so süße Gefühle verschafft. Er kostet sie mit Wonne aus und will sie nicht preisgeben. Wer wollte ihm das verdenken? Wer wollte sich wundern, daß der Ausschweifende mitleidig auf alle herabsieht, die an seinen Ausschweifungen keinen Teil haben, die Freunde des Tages und seiner Forderungen sind, sei es, daß sie sich mit dem Tage ausgesöhnt oder niemals mit ihm entzweit haben. Aber der Morgen kommt, auch wenn man die Nacht so lange festhält wie möglich. Die nächtliche Lust wird schal, die Lampe erlischt. Die Läden müssen sich öffnen, und die reine strenge Morgenluft vertreibt die erhitzten Dünste.

Wenn sie sich wenigstens eingestehen wollten, daß es in der Tat Krankheit ist, an der sie leiden! Aber diese Ehrlichkeit fehlt den meisten. Sie haben viele Ausreden bereit und berufen sich auf erlauchte Männer der Vergangenheit, die auch ein gesteigertes, aufs Höchste gerichtetes Leben geführt hätten. So

führt man z. B. Platon an. Aber man täuscht sich über Platon. Freilich schaute er nicht abwärts, sondern suchte weltabgewandt den Verkehr erhabener Phantasmen. Aber zugleich war sein Geist von nüchterner Schärfe und Klarheit, und sein Streben umfaßte die wirkliche Welt mit größter Kraft und Liebe. Rauschender Festjubel war ihm ebenso fremd wie heimliche Lüsternheit.

Es ist ganz richtig, daß jeder große Mann, jede große Zeit ein gesteigertes erregtes Leben lebt. Gerade die Griechen sind ein Beweis dafür. Aber welcher Art war denn ihre Steigerung und Erregung? Es war eine allseitige Steigerung des ganzen Menschen, die ihn wirklich erhöhte. Sie war aktiv, nicht passiv. Bei uns Heutigen sind nur gewisse sensible Nerven in erhöhter Tätigkeit. Und diese erhöhte Tätigkeit wird durch fortgesetzte unnatürliche Reizung hervorgerufen. Kurz, unsere Steigerung ist Lüsternheit. Wir sind Virtuosen der Empfindung. Unser höheres Leben beruht auf ausschließlicher Pflege verschiedener Lust- und Schmerzformen, die vom Handeln möglichst unabhängig gemacht werden. Die Gefühle entstehen aber doch zunächst als Begleiter von Handlungen. Mit erhöhter und verfeinerter Aktivität ist zwar auch eine Verstärkung und Verfeinerung der Gefühle verbunden. Lösen sich aber die Gefühle von den Handlungen, werden sie allein gepflegt, verstärkt und vermannigfacht, so tritt das ein, was ich eben unnatürliche Steigerung oder Lüsternheit nannte. Die Gefühle werden frei, so frei wie die Lust der Dirne von ihren eigentlichen Zwecken und Interessen ist. Die Lust ist bei ihr sogar unabhängig von einer wahren Liebesempfindung, falls sie eine solche einmal haben sollte. Diese Freiheit hat die moderne Seele ebenfalls erreicht!

Wie ist es zu erklären, daß wir mit unserer hochgeschraubten, in allerhand Stimmungen wühlenden Kunst für die ganz anders geartete Kunst gesunderer Epochen überhaupt Verständis haben! Nehmen wir z. B. die Musik. Da ist der alte große Händel mit seinen reinen starken Gefühlen. Mächtig schreitet er einher, Jungfräulichkeit und Freude atmend. Die überreizten wollustsiechen modernen Hörer müßten sich eigentlich entsetzen, wenn sie eine Händelsche Tonfolge hören. Sie müßten die Verurteilung

ihres ganzen Seins heraushören, die ihnen Händel mit erbarmungsloser Deutlichkeit entgegenschleudert. Aber sie empfinden nichts davon. Wahrheit und volle Kraft der künstlerischen Erfahrung ist ihnen abhanden gekommen. Sie betrachten ihn mit wohlgefälliger Lüsternheit und betasten mit feuchten Händen seine Keuschheit.

Als Goethe die Juno Ludovisi in Rom sah, schrieb er nachhause: welcher heutige Mensch ist einem solchen Anblick gewachsen! Er fühlte sich gedemütigt und gerichtet durch das Werk, in dem er (mit Recht oder Unrecht) den Geist des Altertums verkörpert fand. Er empfand ehrlich und rein; er stellte seine Seele dem alten Werke nackt gegenüber, maß sich mit ihm und empfing das Schönste, was der Mensch durch äußere Einwirkungen empfangen kann, nämlich auf sich zurückgeworfen und zugleich über sich hinausgeführt zu werden. So bot sich Goethe der Kunst und der ganzen Welt dar. Er ließ sich von ihr erziehen. Was tut dagegen der moderne Mensch? Er verbraucht die Kunst und die Welt als Genußmittel. Er befriedigt an ihnen seine ewig hungrigen Sinne. Von der Erziehung durch die Kunst weiß er nichts und kann er nichts wissen. Er empfängt nicht mehr, wie ja auch die Dirne nicht mehr empfängt und gebiert. Die Zahl der verschiedenartigen künstlerischen Eindrücke läßt es nicht zu. Der eine Eindruck verjagt beständig den andern, ehe er sich noch hat vertiefen können. Erregung und Befriedigung wechseln ab, ohne den Zweck, den die Natur mit diesem Wechsel verfolgt, erfüllen zu können. Dabei wird das unnatürliche Lustgefühl noch durch das fortwährende Vergleichen der verschiedenen Kunsteindrücke gesteigert und immer mehr entnatürlicht. Wer verschiedene Genußformen mit einander vergleicht, ist notwendig unkeusch. Der Gegenstand erfüllt ihn nicht ganz. Es findet nicht die echte Vermählung zwischen ihm und dem Kunstwerk statt, die ausschließend und zeitlos ist, auch wenn sie nur einen Augenblick währt.

Die moderne Seele ist in ihren Gefühlen eingefangen wie in einem Netz, so frei sie sich auch dünkt. Sie sieht das Leben als eine Kette von Gefühlen, nicht von Handlungen an. Sie

ordnet die Gefühle nicht in das Gesamtleben ein und weist ihnen nicht den Platz an, der ihnen zukommt. Sie hat von der Kultur und Kunst einen falschen Begriff. Kultur ist Steigerung und Erhöhung des gesamten Lebens, nicht also nur des passiven, sondern vornehmlich des aktiven Lebens. Daher kommt die Übertreibung und Absichtlichkeit in den modernen Erzeugnissen. Ich sage es laut: alle unsere Freude und Schönheit ist Schein und Lüge; nur die Sehnsucht nach Freude und Schönheit, der Schmerz, sie nicht zu besitzen, sind echt. Darum rührt auch die künstlerische Darstellung der Sehnsucht und des Schmerzes so tief. Wo wir in modernen Schöpfungen darauf stoßen, fühlen wir sofort die Wahrheit und Unmittelbarkeit heraus. Die moderne Seele wirft dann ihre Drapierung ab, vergißt ihr Prahlen, Träumen und Trotzen und zeigt ihr wahres Gesicht.

Manche unter den heutigen Bestrebungen werden sich in dieser Schilderung nicht wiedererkennen und mir Einseitigkeit vorwerfen. Aber das sind entweder Richtungen, die ich nicht unter den allgemeinen Begriff: modern rechne, oder sie täuschen sich über sich selber. So oft die modernen Richtungen wechseln, sind sie doch in der Hauptsache alle einander gleich. Immer handelt es sich um Ausschweifung; nur die Form der Ausschweifung verändert sich. Vielleicht ist die neue Form feiner als die alte, die verdrängt wird; sie kann sich also als Befreiung von der gröberen und als Erhöhung ankündigen. Schon dadurch, daß sie eine andere ist, gewinnt sie den Sieg über die alte. Denn der Ausschweifende, d. h. wer in Lustzuständen lebt, die keinen natürlichen Grund und kein aktives Gegengewicht haben, verlangt nach Abwechselung. Immerwährende Reizung der gleichen Teile stumpft das Gefühl ab. Die ermüdeten Teile müssen Ruhe haben, um wieder genußfähig zu werden. Findet sich inzwischen Gelegenheit zu andersartigen ablenkenden Genüssen, so wirken sie naturgemäß als Erleichterung und Erfrischung. Ein Meister in der Ausschweifung wird stets darauf bedacht sein, Abwechselung in seine Genüsse zu bringen. Er wird aber nicht darauf verfallen, die Genüsse von selber an sich herankommen zu lassen und sein Streben auf etwas ganz anderes zu richten.

Er wird sich ein Leben, dem die absichtlichen, also künstlichen Genüsse fehlen, gar nicht vorstellen können.

Ebenso kann sich der moderne Mensch nicht vorstellen, daß die Ausschweifung selber seine Krankheit und sein Fehler ist, nicht eine einzelne Form der Ausschweifung. Unvermerkt hat sich ein neues gefährliches Dogma unter unsern Zeitgenossen gebildet, daß nämlich Kultur und Ausschweifung gleichlautende Begriffe seien, daß der Mensch um so höher stehe, je feiner und reicher sein Gefühlsleben ausgebildet sei. Der dem Handeln entfremdete geschwächte Lüstling sei das Ziel der Kultur. Man drückt es anders aus, meint es aber so. Dieser Anschauung steht eine andere gegenüber, die vielleicht weniger gefährlich, aber nicht weniger irrtümlich ist. Man setzt nämlich an Stelle des Gefühlslebens das intellektuelle. Die Gleichung heißt dann: Kultur gleich Erkenntnis. Der erkenntnisfähigste, im Denken und Beobachten Ausschweifendste ist der höchste Mensch. Auch hier ist eine Form der Lust, etwas Passives zum Maßstab des Menschen erhoben.

Niemand wird bestreiten, daß mit der Kultur eine Verfeinerung und Vertiefung der Gefühls- und Erkenntniswelt untrennbar verbunden ist. Wer grob und einfach bleiben will, bleibt ohne Kultur. Wir haben heute viele sehr tüchtige und schätzenswerte Leute, die ihre groben Nerven zum Maßstab machen und jedes höhere Leben bekämpfen. Sie ahnen nicht, wo das Problem liegt. Man muß zwar Jedem dankbar sein, der an der Gesunderhaltung unseres Volkes arbeitet, auch wenn er den Weg dazu im Naturalismus, in der Heimatkunst, in der Deutschtümelei und Rassenphilosophie sieht. Aber daß durch diese und ähnliche Bemühungen die Schwierigkeiten, unter denen unsere Kultur leidet, aus der Welt geschafft werden können, glaube ich nicht. Tatsache ist doch, daß die vorgeschrittensten und reichsten Seelen einer Kultur den Stempel aufdrücken. Wer sie ignoriert, oder wer sie auf einen geringeren Standpunkt zurückschrauben will, wer den Kampf mit den Schwierigkeiten dadurch beenden will, daß er sich an die größten überhaupt nicht wagt, der mag wohl Siege erfechten, aber sie sind nicht entscheidend. Die Betrach-

tungen meines Büchleins beschäftigen sich mit den markantesten Erscheinungen unserer Zeit. Ich möchte, wenn es mir nicht an Beredtsamkeit dazu fehlte, unsere besten Männer auf ihren Irrtum hinsichtlich der Kultur aufmerksam machen und einen Vorschlag machen, wie wir vielleicht über diesen Irrtum hinauswachsen können. Es geschieht meiner Meinung nach durch Erziehung. Die Gleichung: Kultur gleich Ausschweifung ist fehlerhaft. Beweisen aber läßt sich die Fehlerhaftigkeit nur durch die Tat. Wir müssen die Gleichung aufheben, indem wir sie überwinden. Es ist nicht ganz leicht, sich damit Gehör zu verschaffen. Brächten wir nur eine neue Form der Ausschweifung, so fehlte es gewiß nicht an solchen, die die Ohren spitzen. Denn einer neuen Ausschweifung läuft jeder mit Freuden nach. Auch die in ihr Gegenteil verkehrte Ausschweifung findet leicht Freunde, ich meine die Askese. Wer zur Buße ruft, wer die Welt und die Lust beschimpft, ist zu allen Zeiten den Ausschweifenden sofort verständlich gewesen und hat einen großen Teil von ihnen für sich gewonnen. Wir haben nichts dergleichen im Sinn. Wir denken ganz einfach an Gesundung und können die Zügellosigkeit und Maßlosigkeit in der einen Gestalt so wenig wie in der anderen für ein Mittel dazu halten.

Es gibt viele wertvolle Menschen, namentlich solche jüngeren Alters, die sich jene falsche Gleichung nur äußerlich angeeignet haben. Sie sprechen und fühlen den anderen nach. Sie haben sich durch eine angenehm ins Ohr fallende Theorie gefangen nehmen lassen und ihren Instinkt zum Schweigen gebracht, der ihnen vielleicht das Richtige sagte. Er war nicht stark genug, um sich durchzusetzen. Kommt man ihm zu Hülfe und weist sie an sich selber, so besinnen sie sich und werfen die Tyrannei der Kranken ab, die sich heute hervordrängen und die Welt ihrer verlorenen Seele untertan machen wollen. Der Jüngling muß ja zunächst glauben, was ihm von allen Seiten entgegentönt. Und es tönt ihm der Irrwahn entgegen, daß der künstlich gesteigerte Mensch der wahrhaft hohe sei. Er sucht sich also künstlich zu steigern und wendet die alterprobten Mittel dazu an. Er reizt sich und erregt sich, bis er seine widerwillige Seele

in die gewünschte Verfassung gebracht hat, bis er ihr die interessanten und überall begehrten Phantasien abtrotzt, die man heute für Kunstwerke oder Philosophien oder dgl. ausgibt. Er weiß nicht, daß es etwas viel Höheres gibt als die Ausgeburten seiner künstlich gesteigerten Sensibilität. Er sieht auch nicht, daß die Schöpfungen der Vergangenheit, die er verehrt, ganz anders sind. Er sieht nur sich in ihnen und wähnt, die großen Förderer der Kultur hätten ihre Lebens- und Schaffensergebnisse auf dieselbe Weise erzielt wie er. Woher soll er wissen, daß das nicht der Fall ist? Wer lehrt ihn etwas anderes? Er ist rings umgeben von Leidensgefährten. Der Jugendunterricht, den er genossen hat, rüstet ihn für die schweren Kämpfe, die ihn erwarten, nur ungenügend aus. Die Hochschule läßt ihn völlig im Stich. Es ist ganz natürlich, daß der Widerstand, den seine Natur dem modernen Wesen vielleicht entgegensetzt, erlahmt. Seine Natur wird selber zu dessen Fürsprecher, wenn nicht durch andere Eigenschaften, so wenigstens durch die jugendliche Unsicherheit. So geht er in dem Chaos unserer ringenden Zeit unter. Ihm scheint es kein Chaos, sondern Kultur. Es ist aber nur der Nährboden, aus dem sich eine Kultur emporheben möchte. Und er ist Dünger, der diesen Boden fruchtbar machen hilft. Insofern ist er wertvoll. Aber die Kultur selber bekommt er nie zu sehen, so wenig wie der Dünger das Kornfeld, auf das er gestreut wird.

Was soll man ihm raten? Vor allem sollte er in eine Einsamkeit gehen, wohin ihm keine Modernität folgt. Er sollte aus dem Hexentanz heraustreten, sich Ruhe schaffen und auf die Stimme seiner Natur mehr hören als auf die verführerischen Weisen, die ihn bezwingen wollen. Er gewinne den Mut, sich selber zu folgen und sich zu erziehen. Dann wird auch die Vergangenheit ganz anders zu ihm sprechen. Er wird verstehen, was er bisher nur nachsprach, daß sie in Wahrheit eine Erzieherin ist. Er wird den Unterschied zwischen sich und seinen Vorbildern gewahr werden und wird einsehen, was ihm obliegt, um ihnen ähnlich zu werden. Die Griechen z. B. werden ihm ganz anders in die Ohren klingen als früher. Auch die Worte:

Einfachheit, Reinheit, Gesundheit, an denen er bis dahin nur einem scheuen oder spöttischen Seitenblick vorüberging, werden einen ungeahnten Glanz gewinnen. Sie werden ihm nicht mehr leer und abgeschmackt klingen, sondern sinnvoll und gewaltig. Sie werden ihm eine Aufgabe geben, die sein ganzes Wesen bis ins Tiefste erschüttert und alle zerstreut wirkenden Triebe zu einer Einheit zusammenballt.

Er begreift dann auch, daß der künstlich gesteigerte Mensch es höchstens dahin bringt, geistreich zu sein. Heute scheint man kein höheres Ziel zu kennen, als geistreiche Funken zu sprühen. Jeder möchte recht viel Geist haben und ihn aller Welt zeigen. Er läßt seine Einfälle spielen und glitzern wie der Pfau seinen Schweif. Ohne Zweifel gibt es heute sehr geistreiche Menschen; es ist ein Vergnügen, ihnen zuzuhören, und niemand wird bestreiten, daß Geist besser ist als Geistlosigkeit. Aber wir könnten wohl allgemach zu der Einsicht gelangen, daß wir nunmehr hinreichend mit Geist versehen sind. Wir könnten uns vielleicht auch zu der Auffassung erheben, daß es höhere Ziele für den Künstler und den Schriftsteller gibt, als seinen Geist zu zeigen. Die besten Schriftsteller haben jedenfalls nicht im mindesten danach gestrebt, geistreich zu sein. Sie wollten nicht blenden, nicht irre führen, nicht aufregen. Sie waren eben selber nicht aufgeregte überreizte Menschen, sondern hatten sich und ihre auf natürliche und allseitige Weise gesteigerte Menschlichkeit fest im Zaum. Der Autor mag danach streben, nicht bloß den Gegenstand, sondern auch seine Person mitzuteilen; das mag auch in seinem Vortrag unverhüllt hervortreten. Wer wollte es tadeln? Aber dazu ist vor allem eines erforderlich, nämlich, daß der Autor eine wirkliche Person ist, nicht das Zerrbild einer Person. Und zweitens ist erforderlich, daß der sogenannte persönliche Stil nicht eitel Spiegelfechterei.und Nervosität ist. Man sehe doch gewissen beliebten und geschätzten Prosaschriftstellern unserer Zeit ein wenig schärfer auf die Finger. Die Feinheit und Besonderheit der Ausdrucksweise und Satzbildung verdeckt nur leicht die rohste Unkultur.

Was ist das Genie? Der moderne Mensch weiß allerhand



schöne Antworten auf diese Frage zu geben. Richtet man sich aber nach seinen Taten, nicht nach seinen Worten, so sieht man, daß er unter einem Genie das Zerrbild einer Person versteht. Das Genie, so meint man, bringt seine Werke durch plötzliche Aufschwünge hervor. Es hat geniale Augenblicke, die von einander und von dem Menschen im ganzen unabhängig sind. Man zieht hieraus die Folgerung, daß sich ein Mensch der Genialität nähere, wenn er sich solche Augenblicke verschaffe. Das aber geschähe dadurch, daß er seinem Leben die Stetigkeit nähme, die Grundlage und den Zusammenhang seines Wirkens zerstöre. Streifen wir alle Fesseln ab und lassen wir uns laufen! das ist das Mittel, ein Genie zu werden. Leben wir immer nur im Augenblick und vom Augenblick! Wer es fertig bringt, sich ganz und gar laufen zu lassen, der ist ein Genie. — So ist denn Fessellosigkeit das Ziel, dem man zustrebt. Man hat eine förmliche Erziehungslehre ausgebildet, die auf Fessellosigkeit hinzielt. Die Spuren derselben finden sich nicht bloß in den Schriften der Anarchisten, sondern auch in vielen Büchern, deren Verfasser sehr ungehalten sein würden, wenn man sie als Anarchisten bezeichnete. Der Hauptgrundsatz dieser Erziehungslehre lautet, daß ein Mensch, der in irgend einem Sinne folgerichtig und gesetzmäßig ist, ein Feind der Kultur und der Wahrheit sei. Er ist besessen, wie Stirner es ausdrückt. Nur wer den augenblicklichen Impuls regieren läßt, ist ehrlich und frei. Form ist Lüge, Erziehung ist Sklaverei. Der Erzieher, sei es, daß er andere oder sich selber erzieht, knechtet den Menschen; denn der Erzogene handelt nicht mehr so, wie es sein einfaches unmittelbares Verlangen vorschreibt. Er vergewaltigt und verleugnet sich. Wer heute tut, was er gestern getan hat, lügt. Gestern handelte er vielleicht ehrlich, nämlich seinem Antriebe gemäß. Aber heute handelt er nicht mehr auf die Stimme seines Triebes hin, sondern etwa aus der Erinnerung oder aus der Gewohnheit oder aus der Erwägung heraus. Ein anderer Mensch oder ein Prinzip gewinnt Macht über ihn. In all diesen Fällen handelt er also nicht so, wie er wollte, und wie es eines wahrhaft Freien würdig wäre. Er läßt etwas Fremdes Herr über sich

werden; er gibt sein Ich gefangen, sei dies freiwillig oder unfreiwillig. Das ist aber die größte Sünde, die er gegen sich als den selbstherrlichen Einzigen begehen kann. Viele moderne Menschen empfinden so. Sie sind, zum Teil unbewußt, Verfechter der anarchistischen Lebens- und Erziehungslehre. Unsere Kunst verrät das auf mannigfache Weise.

Wir werden uns weiterhin noch mehrfach mit dem anarchistischen Gedankengange zu beschäftigen haben. Er ist nicht ohne Berechtigung. Daß der Mensch lediglich aus sich selber heraus handeln und denken soll, daß er sich durch keinerlei Autorität und Vorbild von sich selber abbringen lassen darf, klingt nicht nur höchst einleuchtend, sondern enthält auch einen richtigen Kern. Aber man darf die Frage stellen: welcher Mensch kann diese übermenschliche Forderung erfüllen? Stirners Einziger ist sehr weit davon entfernt. Er irrt sich gewaltig, wenn er das Handeln auf Grund der Impulse für ehrlicher und souveräner hält als das Handeln auf Grund einer wie immer beschaffenen Gesetzmäßigkeit. Denn was ist der Mensch? Er ist, wie er sich auch auch wenden mag, durch und durch Gesetzmäßigkeit. Er ist ein System, oder wie Amos Comenius sagt, eine Harmonie. Wer der Gesetzmäßigkeit zu entfliehen sucht, wer sich in einzelne Impulse auflösen möchte, ist krank. Er ist des grundlegenden Lebensinstinktes, der die ganze Natur beherrscht, beraubt. Man kann den Sätzen: Form ist Lüge, Erziehung ist Sklaverei zwei andere gegenüberstellen: Formlosigkeit ist Krankheit, Entfesselung ist Unwahrheit und Schwäche. Was der moderne Mensch als Selbstherrlichkeit preist, ist Selbstzersetzung. Solange der Mensch gesund ist und wahrhaft lebt, durchdringt ihn der Wille zur Gestaltung und Regelung. Der Rhythmus, der als Atmung und als Herztätigkeit seinen Körper durchpulst und durchwärmt, versetzt auch seine Seele in Schwingung. Wer Regellosigkeit anstrebt oder zum Ausdruck bringt, in welcher Lebensäußerung es auch sei, beweist, daß er entweder mit sich und der Natur zerfallen, d. h. krank ist, oder daß diese Lebensäußerung ein oberflächliches unwahres Spiel ist und nicht aus der Tiefe seines Wesens hervorströmt. Ist er vollkommen regellos, also ein voll-

endeter Anarchist, so heißt das nichts anderes, als daß er nicht mehr lebensfähig ist und stirbt. Unsere stolzesten Anarchisten sind immer noch rechte Stümper; denn die Gesetzmäßigkeit (oder, wie sie sagen, die Unfreiheit) überwiegt bei ihnen die Gesetzlosigkeit und Freiheit bei weitem. Der Mensch handelt, wenn er sich gegen die Gesetzmäßigkeit sperrt, im Grunde unwahr, belügt sich und andere. Er ist vor sich selber auf der Flucht, während er sich auf die stärkste Weise zu bejahen meint. Er überläßt der Krankheit in sich das Feld und wähnt, daß sich in den Krankheitssymptomen sein ganzes Wesen entlade. Aber was sich in ihm so energisch bemerkbar macht und als Handlung nach außen tritt, gibt für den Gesamtcharakter so wenig einen Maßstab ab, wie der Wogenbraus und das Farbenspiel für Art und Wesen des Meeres. Das Meer ist farblos und wenig bewegt, trotz seiner Oberfläche.

Und wer bürgt uns dafür, daß das Gesetz, nicht die Gesetzlosigkeit uns Freiheit und Kultur gibt? Wie können wir es beweisen, daß Kultur, d. h. erhöhte Natur, mit Willkür und Entfesselung unvereinbar ist? — Ein wirklicher Beweis wird sich für diese Auffassung ebensowenig erbringen lassen, wie für die entgegengesetzte. Soviel sich zur Begründung und Verdeutlichung sagen ließe, so geben doch in solchen Fragen nie sachliche Erwägungen den Ausschlag, sondern das Lebensgefühl des Einzelnen. Wer an nihilistischen Werken und Menschen reine Herzensfreude hat und sein eignes Streben in ihnen wiedererkennt, der wird sich durch uns nicht umstimmen lassen. Er soll es auch nicht. Er möge uns aber glauben, daß wir an aufbauenden und gestaltenden Werken und Menschen eine ebenso reine Freude haben. Er tut auch gut daran, zu glauben, daß ein großer Teil seiner Gesinnungsgenossen nur deshalb nicht unsere Freude teilt, weil sie gegen sich selber nicht ehrlich zu sein wagen. Sie bequemen sich nach dem Winde, der die Oberfläche unseres Zeitmeeres in Aufruhr versetzt. Wie Romeo im Irrtum war, wenn er zu lieben meinte, bevor er Julia sah, so sind sie im Irrtum, wenn sie gewisse Schöpfungen und Gedanken zu lieben meinen und ähnliche hervorzubringen suchen.

Ihre Sehnsucht nach Liebe spielt ihnen einen Streich, und führt sie auf falsche Wege.

Manchmal ist dies deutlich erkennbar. Die Persönlichkeit fühlt sich beengt durch veraltete oder allzu straffe Formen. So muß z. B. der staatliche Unterrichtsschematismus notwendig den Widerspruch der Persönlichkeit hervorrufen. Auch sonst findet sie Anlässe, größere Freiheit herbeizuwünschen. Der Gegensatz zwischen den zentrifugalen und zentripetalen Grundtrieben des Menschen hat sich in unserer Zeit stark zugespitzt, und die Verführung zum Anarchismus ist größer als je. Jeder jüngere Mensch neigt dazu, die notwendige Befreiung mit völliger Loslösung zu verwechseln. Er möchte und muß von vielem loskommen. Daß er sich aber von neuem binden und neue Zusammenhänge finden muß, sieht er nicht sogleich ein. Er verehrt die Kraft, die Faust. Wo er jemanden tapfer einhauen sieht, ist er für ihn gewonnen. Sein Urteil über Kunstwerke z. B. erschöpft sich darin, daß er sie „stark" oder nicht stark findet. Dergleichen hört und liest man heute tausendfach. Was mit dieser Stärke zuwege gebracht worden ist, ob sie Gestalt und Schönheit geworden ist, interessiert ihn wenig. Er vergißt, daß Stärke des Talents doch nur eine Vorbedingung zur Kunst ist, so wie gute Steine die Vorbedingung eines guten Hauses sind. Wer mit ihnen nicht zu bauen versteht, verdient kein Lob.

Überlegen wir es uns daher wohl, wie weit wir im Kampfe gegen die Form gehen dürfen. Hüten wir uns vor dem Niederreißen und Auflösen. Der Einzige ist eine Reaktionserscheinung und schöpft seine ganze Existenz aus den Übertreibungen seiner Gegner. Die Umkehrung und Umwertung aller Dinge hat als Kampfruf zwar eine große Wirkung. Aber gibt es eine größere Abhängigkeit von den Dingen, als wenn man sie umkehren will? Ist man nicht weit freier, wenn man nicht vom Gegensatz zu etwas anderem lebt, nicht auf jedes Ja horchen muß, damit man sein Nein dagegensetzt? Besteht der Sieg über die Dinge nicht erst darin, daß wir den Gegensatz überwinden und von uns aus, von der erzogenen Persönlichkeit aus, die Welt in Besitz nehmen und uns in sie schicken? Es ist traurig, auf der

einen Seite die Festen, Arbeitsamen, Enthaltsamen stehen zu sehen, denen jeder Vorwärtsstrebende verhaßt und des Anarchismus verdächtig ist; auf der anderen Seite die Suchenden, Unbefriedigten, Erobernden, die jeden Halt verlieren und jede Schranke als Bedrückung empfinden. Sie bekämpfen einander auf den Tod. Und doch kann meiner Meinung nach unsere Zeit nur dann ihre großen Aufgaben erfüllen, wenn der Gegensatz aufgehoben wird und eine gegenseitige Durchdringung der beiden gleichberechtigten Menschengattungen stattfindet.





Die Bildungsanstalten.

Wie verhält es sich mit unseren Bildungsanstalten? Sind sie nicht die beste Widerlegung unseres Vorwurfs, daß es unserer Zeit an Erziehung fehle? Das Schulwesen ist trefflich organisiert, hat eine gewaltige Ausdehnung gewonnen und beschäftigt zahllose Lehrer, die mit Fleiß, Hingabe und Tüchtigkeit für alle pädagogischen Bedürfnisse Sorge tragen. Was soll also der Ruf nach Erziehung? — Umgekehrt sagen andere: das Schulwesen hat auf unsere Kultur fast gar keinen oder höchstens einen schädlichen Einfluß. Besseres von ihm zu erwarten, ist aber eine Torheit. Mit der Schule läßt sich nichts ausrichten Man lasse sie als ein notwendiges Übel bestehen und kümmere sich möglichst wenig um sie.

Wenn ich meine Meinung sagen darf, so entsprechen die Erfolge unseres Schulwesens den Ansprüchen, die es stellt, und der Ausdehnung, die es hat, in der Tat nicht. Daraus kann ich aber nur den Schluß ziehen, daß es keine dringendere Pflicht gibt, als seine Mängel zu prüfen und in den Grenzen unserer schwachen Kräfte für deren Beseitigung zu wirken. Daß das Schulwesen nicht völlig leistet, was man von ihm erwartet, sieht man aufs deutlichste an dem Zustande unserer Kultur. Die eben beschriebenen Verhältnisse könnten unmöglich vorhanden sein, wenn die Jugend fähig gemacht würde, als Mitglieder der Kultur später das Ihrige zu tun. Einen Zusammenhang zwischen der Schule und dem späteren Leben der Schüler wird niemand in Abrede stellen wollen. Täte es jemand, so erklärte er sie damit für überflüssig und müßte auf ihre Abschaffung dringen.

Die Schule hat es um so schwerer, je schneller sich die Zeiten wandeln. Bleibt die Kultur in ihren Hauptzielen und

Hauptformen unverändert, so hat auch die Schule nicht nötig, sich wesentlich umzubilden. Finden aber starke und schnelle Umwälzungen statt, so muß die Schule ihnen folgen. Nur so kann sie ihrer Aufgabe gerecht werden und ihren Einfluß auf die Kultur festhalten. Sie muß alle wichtigeren Strömungen und Erscheinungen nicht nur verstehen, sondern auch in gewissem Sinne ihrer Herr werden. Sobald sie sich zurückzieht und die Dinge, die die Zeit vielleicht am tiefsten bewegen, ignoriert, begibt sie sich zugleich des Einflusses auf ihre Zöglinge. Sie läßt sich beiseite drängen und fordert zu frühzeitiger Entfremdung der jungen Generation von ihr heraus. Die Jugend sucht anderswo zu lernen, was sie ihrer Meinung nach braucht, und was ihr die Schule verweigert.

Dabei neigt aber die Schule wie jede von der einzelnen Persönlichkeit nicht unmittelbar abhängige Einrichtung, zur Beständigkeit und Dauer. Sie liebt das Reformieren nicht und will grade in einer so schwankenden Zeit wie der heutigen ihre erprobten Formen festhalten. Ist sie außerdem noch in dem Grade zentralisiert wie heute, so ist sie auch äußerlich schwerfällig und kann sich auf Neuerungen erst dann einlassen, wenn sie eine gewisse Garantie bieten.

Auf diese Weise entwickelt sich ein verhängnisvoller Zwiespalt zwischen dem Schulwesen und der Kultur. Die Vorwärtsstrebenden verstehen die Schule nicht, und die Schule versteht die Vorwärtsstrebenden nicht. Die Berufslehrer kümmern sich nicht um die Anforderungen unserer Zeit und tragen auch ihre Gleichgültigkeit gegen allgemeine pädagogische Fragen offen zur Schau. Wie wenig Pädagogen von Beruf werden z. B. für die Betrachtungen, die wir hier anstellen, Interesse haben! Wie wenige werden glauben, daß hier ihre nächsten und dringendsten Angelegenheiten verhandelt werden! Sie sehen keinen Zusammenhang zwischen ihrer Tätigkeit und den Verirrungen der modernen Seele. Es wäre aber der Mühe wert, daß sie diesem Zusammenhang nachgingen. Vielleicht ist er ein sehr enger; vielleicht verhält sich beides zueinander wie Ursache und Folge. Wenn die jüngere und die ältere Generation schroff gegen einander stehen,

so liegt die Schuld z. T. offenbar bei denen, die es als ihre Pflicht übernommen haben, das junge Geschlecht zum Erben und Fortführer der Kultur zu erziehen. Sollten die Lehrer dies für irrig halten und eine Untersuchung ihrer Versäumnisse mit der dem Lehrer naheliegenden Überlegenheit von sich weisen, so bliebe trotzdem Grund genug, unseren Betrachtungen Aufmerksamkeit zu schenken. Denn dem Lehrer muß es doch wohl von Interesse sein, die Früchte seiner Erziehungskunst kennen zu lernen. Er sollte sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen, einen Blick in die Seele seiner armen verirrten Schäflein zu tun.

Unser Bildungswesen hat zwei Hauptmerkmale. Erstens liegt es in der Hand des Staates, zweitens spricht man fast ausschließlich von Unterricht, nicht von Erziehung. Der Staat überläßt die Erziehung der Familie und dem Einzelnen. Das innerste Leben des Menschen bleibt seine eigne Sache. Wenn die Bürger gewisse Pflichten erfüllen und gewisse Fertigkeiten haben, so ist der Staat zufrieden gestellt. Auf diese Pflichten und Fertigkeiten sieht es daher der Unterricht, den er erteilt, ab. Konflikte zwischen ihm als Schulpatron und der Familie oder dem Einzelnen sind bei dieser Verteilung der pädagogischen Aufgaben selten. Die Schule lehrt, die Familie und der Mensch selber erzieht. Damit scheint der denkbar beste Zustand hergestellt zu sein. Wie erklärt sich also die Unzufriedenheit mit unserem Schulwesen, die allenthalben laut wird?

Tatsache ist, daß von vielen Seiten höhere Anforderungen an die Schule gestellt werden. Man wünscht, sie solle nicht nur Kenntnisse und Fertigkeiten vermitteln, sondern solle erziehen. Die Grundlagen der Kultur: Religion, Moral, Recht, Kunst müßten der Jugend weit kräftiger eingeprägt werden, als es geschieht. Man traut also der Familie nicht zu, daß sie die Erziehung allein auf sich nehmen kann, und Beispiele sind in Fülle bereit, um diese Meinung zu belegen. Viele Eltern zeigen, daß sie zur Erziehung ihrer Kinder nicht befähigt sind. Zeit, Kraft, Vorbildung reichen nicht aus. Man geht so weit, den Einfluß der Familie für schädlich zu erklären und zu bekämpfen. Ist das richtig? Sollen wir die Familie zurückdrängen, um der

Schule mehr Raum zu schaffen? Oder sollen wir umgekehrt die Familie zu stärken suchen und die Schule völlig auf das theoretische und technische Gebiet beschränken? Oder sollen wir drittens eine Vereinigung von Familie und Schule zu schaffen suchen, sei es in der Art der Erziehungsanstalten früherer und jetziger Zeit, oder sei es in der Form der Privaterziehung im Hause? Das sind gar schwierige Fragen, deren Beantwortung mannigfache anthropologische und kulturhistorische Erörterungen voraussetzt. Versuchen wir uns ganz kurz die Hauptpunkte, die dabei in Frage kommen, klar zu machen.

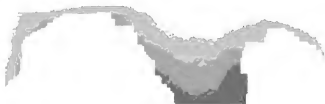
Das Verhältnis von Familie und Staat, von einem engeren, auf Verwandtschaft beruhenden und einem weiteren, auf dem geselligen Bedürfnis des Menschen beruhenden Verbande hat von jeher zu Konflikten Anlaß gegeben. Bald ist der eine mächtiger gewesen, bald der andere. Die Familie im heutigen Sinne ist keine ursprüngliche menschliche Einrichtung. Die Untersuchungen der Forscher scheinen zu ergeben, daß sich der Staat nicht aus der Familie entwickelt hat, wie man vielfach angenommen hat. Wir finden bei den primitivsten Völkern stets eine staatliche Organisation, wenn auch nur in der Form der Horde oder Herde, und finden innerhalb derselben kleinere Gruppen, die sich auf das geschlechtliche Verhältnis von Mann und Weib und auf die Pflege der Kinder gründen. Die Gestaltung dieser letzteren Gruppen ist aber außerordentlich verschieden, oft ohne Dauer und ganz und gar nicht das, was wir heute unter einer Familie verstehen. Die Unterweisung der Jugend fällt naturgemäß sowohl dieser Gruppe wie auch dem größeren Verbande zu.

Alles, was der Heranwachsende zu lernen hat, teilt sich aber in zwei Hauptstücke. Erstens wird er zur Ausübung eines Berufes (Handwerk, Jagd, Krieg usw.) technisch vorbereitet; zweitens werden ihm die Glaubenssätze, die Ziele und Regeln der Volksgemeinschaft eingeprägt, innerhalb deren er geboren ist. Er soll sich ernähren und behaupten können und soll zweitens Mitglied einer Kultur sein. Natürlich geht beides in einander über. Unser Wort Erziehung bezeichnet das Zweite. Einen Menschen erziehen heißt, ihm eine Form und ein Ziel geben, also ihn zu einem guten

Bürger, oder zu einem Christen, oder zu einem Menschen oder dgl. machen.

Beide Stücke der Jugendfürsorge machen eine Unterweisung durch Fachleute wünschenswert. Je höher die Kultur ist, desto stärker ist überall das Bedürfnis nach Berufslehrern hervorgetreten. Diese Lehrer brauchen aber einen Rückhalt und einen Auftraggeber. Bei den Griechen ist es der Staat gewesen. Der Einfluß der Familie war dort gering. Die körperliche und geistige, sittliche und politische Unterweisung wird vom Staate geleitet. Das Christentum setzte dann an die Stelle des Staates die Kirche. Während bei den Griechen und Römern der Staat Träger der gesamten Kultur ist, tritt er im Mittelalter ganz zurück. Er war bei den nordischen Völkern noch wenig ausgebildet, als das Christentum zu ihnen drang. Die christlich-antike Bildung war übermächtig; ihr Vertreter aber war der Priester. Darum fiel ihm die Leitung des ganzen höheren Lebens und also auch die Jugenderziehung zu. Er ist der Erzieher des Mittelalters und er ist auch das Ziel der Erziehung. Wer höhere Bildung suchte, trat sowohl aus der Familie und dem Geschlechtsverbande wie auch aus dem Staate aus und trat in eine geistige Gemeinschaft ein, deren Haupt der Papst ist. Die Universität des Mittelalters ist eine kirchliche Einrichtung. Die Studenten wohnen und leben miteinander wie im Kloster. Sämtliche Lehrer sind ehelos. Die Bildung, die auf diese Weise geschaffen wurde, hatte zum Staate und zur Familie nur lose Beziehungen. Sie war international und wesentlich formal. Die Lehrsprache, die Lehrweise, das Lehrziel waren in allen christlichen Ländern gleich. Der Gebildete fühlte sich überall zu Hause; denn er wußte sich aller Orten innerhalb seiner großen geistlichen Familie. Die natürlichen Bande sind zerrissen. Man erzieht den „höheren Menschen“ zur Gleichgültigkeit und Unabhängigkeit gegenüber den Wurzeln seiner Existenz.

Durch die Reformation wurde diese starke und einheitliche Erziehung gestürzt. Die Kirche wurde um ihre herrschende Stellung gebracht, die Familie gewann an Macht und der Staat suchte allmählich die Oberleitung über das gesamte Leben seiner



Mitglieder zu gewinnen. Die höhere Bildung gestaltete sich infolgedessen nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich um. Zwar beauftragte der Staat die Kirche auch weiterhin mit der Erziehung, aber sie konnte lange nicht mehr so viel ausrichten wie früher, wo sie frei und mächtig war. Die Erziehung schwankte. Kenntnisse und Forschungen erweiterten ihren Umfang, aber es fehlte an der festen Grundlage, an dem sicheren Halt, den die Kirche der Erziehung früher gegeben hatte. Die Kirche war selber nicht mehr sicher über das, was sie wollte und sollte. Die Aufgaben vollends, die das sittliche und politische Leben der neueren Zeit an den Einzelnen stellte, gingen über ihren Horizont.

Die Hauptfrage der Erziehung blieb unentschieden. Wie der Mensch zur Erfüllung seiner Pflichten als Kulturmitglied fähig gemacht werden soll, wußte niemand mit Sicherheit anzugeben. Manche entschieden sich dahin, daß nunmehr das Individuum den Hauptteil der Erziehung übernehmen müsse. Der freie Mensch, der sich äußerlich dem Staate unterordnet, wurde zum Erzieher und zum Ziel der Erziehung. Im 17. und 18. Jahrhundert wurden die pädagogischen Fragen aufs lebhafteste durchgesprochen. Jeder fühlte die Reformbedürftigkeit der im 16. Jahrhundert geschaffenen neuen Erziehungsweise. Sowohl die protestantische Pädagogik wie die jesuitische fanden die energischsten Gegner. Aber was man an die Stelle setzen sollte, war nicht leicht zu sagen. An neuen Theorien und Versuchen fehlte es nicht; aber sie gingen oft nicht auf den Grund und übersahen den Hauptpunkt. Man meinte, es handle sich nur um neue Unterrichtswege und Unterrichtsmittel. Man müsse den Kindern das Lernen erleichtern und eine neue Auswahl unter den Unterrichtsgegenständen treffen. Daß ein neues Fundament für die gesamte Erziehung gefunden werden müsse, ahnten wenige. Man hatte ja immer noch das Christentum, und wenn es auch nicht mehr das ganze Leben umspannte und die ganze Bildung durchdrang, so schien es doch die unerschütterliche Grundlage und zugleich die Krönung der Erziehung geblieben zu sein. Man vergaß aber, daß das Christentum seine großen pädagogischen Leistungen in der Gestalt der Kirche vollbracht hatte. Nur eine irdische Organisation, die volle

Freiheit und Macht hat, schafft, wo sie pädagogisch auftritt, vollkommene Einheitlichkeit der Erziehung. Die protestantische Kirche aber bedeutete als irdische Organisation fast gar nichts und die katholische hielt zwar dem Anschein nach ihre alte Stellung aufrecht, war aber der Tat nach ebenfalls auf das Altenteil gesetzt. Die Pädagogen wollten wohl Christen bleiben, aber von der Kirche lösten sie sich je länger je mehr. Sie wurden Diener des Staates, glaubten jedoch nicht, daß der Staat der Erziehung mehr geben könne als äußeren Schutz. An ein Verhältnis, wie es im Altertum zwischen Staat und Erziehung bestand, dachten sie nicht im entferntesten, und der Staat konnte vor dem 19. Jahrhundert auch wirklich ein solches nicht eingehen. So schwebte die Erziehung gewissermaßen in der Luft.

Wo die Pädagogen ihre Aufgabe tief faßten, kamen sie, ohne es zu merken, auf einige der mittelalterlichen Erziehungsgrundsätze zurück. Sie sagten ganz richtig: Wir können unsere Zöglinge nur dann wirklich bilden, wenn wir sie ganz in unserer Gewalt haben, und zweitens, wenn wir die Lehrgegenstände möglichst konzentrieren und zum wahren innerlichen Besitz der Zöglinge machen. Die Philanthropen, wie man die von Rousseau ausgehende Gruppe von Pädagogen nennt, wollten daher Erziehungsanstalten gründen, die die gesamte Leitung der Jugend übernehmen sollten. Die Anstalt sollte Schule und Familie zugleich sein. Von ihr erhofften sie die Rettung aus all den pädagogischen Nöten, in denen sie ihre Zeit gefangen sahen. Bekanntlich hat der Erfolg gegen die Erziehungsanstalt entschieden. Die Entwicklung ist über die philanthropischen Gründungen hinweggegangen und hat auch Versuche ähnlicher Art nicht zur Blüte kommen lassen. Bei den wenigen Menschen, die heute Interesse für Erziehung haben, findet man trotzdem die Neigung zur Erziehungsanstalt nicht erloschen. Sie erscheint, da sie der herrschenden Erziehungsweise grade entgegengesetzt ist, als ein lockendes Ideal. Ich glaube nicht, daß sie unsere Schwierigkeiten heben kann, und halte sie für eine Abirrung von dem Wege, den die Entwicklung der Kultur uns weist. Das Kloster ist überlebt, auch das pädagogische.



Was man für die Erziehungsanstalt anführt, ist der gleichmäßige und entschiedene Einfluß, den die Lehrer auf ihre Schüler haben, mit denen sie zusammenwohnen und denen sie alles das geben, was ein Mitglied der Kultur und ein Fachmann braucht. Die Jugend ist nicht geteilt zwischen dem Einfluß der Schule, in die sie für einige Stunden des Tages geschickt wird, und dem Einfluß der Familie und anderen zufälligen selbstgewählten Verkehres. Das ist unter Umständen gewiß ein Vorzug. Aber glaubt man, daß die Familie, oder sagen wir besser: die Eltern ihre Rechte an ihr Kind aufgeben werden? Unter der Herrschaft des konsequenten Christentums konnte man dies verlangen; denn das Ziel der Erziehung ging ja dahin, den Zögling von der Familie zu lösen und in einer anderen Welt heimisch zu machen. Die elterlichen Triebe mußten als gefährlich und dem Heile des Kindes feindlich betrachtet werden. Das ist heute anders. Wir müssen in dem pädagogischen Naturtrieb jedes elterlichen Geschöpfes den wertvollsten Erzieher erkennen; denn wir haben uns darauf besonnen, daß das Ideal des Menschen nicht im Gegensatz zu seinen natürlichen Grundtrieben steht, sondern aus ihnen heraus entwickelt wird. Die Eltern lieben erstens das Kind und sind ihm zweitens ähnlich. Ihr Selbsterhaltungs- und Machttrieb dehnt sich auf das Kind aus. Es ist nur ein Stück ihres eigenen Wesens und Lebens. Die pädagogische Tätigkeit der Eltern richtet sich daher zunächst darauf, das Kind für den Lebenskampf auszurüsten, ferner darauf, es den Zwecken der Eltern und der Idee der Familie dienstbar zu machen. Darüber hinaus ist von der Familienerziehung nichts zu erwarten. Aber innerhalb dieser Zwecke erfüllt sie ihre Aufgabe weit sicherer und besser, als es künstliche Stellvertreter der Eltern könnten.

Wie begründet aber die Anstalt ihren Anspruch, an die Stelle der Eltern zu treten? Sie sagt, der fremde Erzieher habe mehr Ruhe und Weitsichtigkeit als die Eltern. Seine Überlegung, seine Grundsätze, seine Erfahrungen seien mehr wert als der elterliche Instinkt. Ferner suchten die Eltern die Individualität des Kindes zu unterdrücken, nicht zu entwickeln. Sie sähen es

als ihr Eigentum an. Der unbeteiligte Lehrer sei viel objektiver und ließe jeden auf seine Art zur Kultur gelangen. Auch die staatliche Schule tadelt man, weil sie zu schematisch verfahre und die besonderen Anlagen des Einzelnen nicht genügend berücksichtige. -- Da ich auf das Verhältnis der Persönlichkeit zur Gemeinde, auf die Freiheit und Gebundenheit des Individuums später genauer eingehe, sei hier als Erwiderung nur das Folgende bemerkt. Geht die Erziehung über die Grenzen des elterlichen Interesses an dem Kinde hinaus, so versagt selbstverständlich der Instinkt, und man muß auf die Ergänzung des Familieneinflusses denken. Wie diese Ergänzung am besten erfolgt, steht aber noch dahin. Die Individualität des Zöglings ist bei dem Berufslehrer durchaus nicht besser aufgehoben als bei den Eltern. Man denkt an den idealen Lehrertypus. Der ist aber sehr selten. Der gewöhnliche Lehrer verfolgt Zwecke, die von der Individualität des Schülers noch viel weiter entfernt sind als die Zwecke der Eltern; er verfolgt nämlich seine persönlichen Zwecke.

Ich glaube, die Objektivität ist keine so gute Erzieherin, wie man meint. Wohl wird der Objektive die Verschiedenheit der einzelnen Individuen gut beobachten können und wird eine jede gewähren lassen. Aber erzieherisch auf sie einzuwirken, wird er weder die Kraft noch die Lust haben. Der Erziehungskünstler andererseits, der es in der Tat versteht, die Individuen zu entwickeln, vergißt nur allzu leicht, daß das Individualisieren seine Grenzen haben muß. Wenn die Anstalt nicht für Ausnahmemenschen und Ausnahmebedürfnisse berechnet ist, sondern allen dienen soll, so muß sie vor allem das Gemeinsame lehren, nicht das jedem Besondere. Sobald die Freunde der Erziehungsanstalt auf die Entwicklung der Individualität das Hauptgewicht legen, geben sie zu, daß die Erziehungsanstalt nur eine Ausnahmeform des Bildungswesens sein kann. Sie setzen voraus, daß das Lehrermaterial und erst recht das Schülermaterial nicht zufällig ist, sondern ausgewählt wird. Als Ausnahmeform kann sie in der Tat großen Nutzen stiften und ist vielleicht unentbehrlich.

Doch hören wir weiter, was man zu ihren Gunsten sagt.

Die Anstalt will eine Familie sein und glaubt deren Vorzüge, aber nicht deren Mängel zu besitzen. Wie in der Familie findet ein beständiger Verkehr zwischen Erzieher und Zögling statt und ebenso zwischen den Altersgenossen und Geschlechtsgenossen. Dieser Verkehr wird aber pädagogisch geregelt. Die Aufsicht wird durch Menschen geübt, die weiter keine Tätigkeit haben als diese pädagogische, während die Eltern das Erziehen in der Regel nur nebenher betreiben können. Zwischen dem eigentlichen Unterricht, dem Spiel und dem sonstigen Tun und Treiben gibt es eine ununterbrochene Wechselwirkung, während zwischen der Schule und der Familie kaum eine Verbindung besteht, oft ein Gegensatz. Das alles meint man, sichere der Erziehungsanstalt den Vorzug vor der heutigen Form des Bildungswesens.

Betrachten wir nun aber die Kehrseite! Das Beste, was die Familie gibt, kann die Anstalt niemals geben. Die Familie als Einehe mit deren Folgen und Voraussetzungen ist eine der größten Errungenschaften menschlicher Kultur. Schon allein das Verhältnis der Eltern zueinander, also der beiden Geschlechter in ihren Einwirkungen aufeinander, das das Kind beständig vor Augen hat, belehrt es über die tiefsten Geheimnisse des Menschentums (als Natur und als Kultur). Ohne es gewahr zu werden, erhält das Kind Einsicht in den Zusammenhang der menschlichen Entwicklung. Die Lehrer der Anstalt stehen immer nur unverbunden nebeneinander, oft gegeneinander. Auch wenn man die Anstalt der Familie noch mehr annähern will (vgl. Salzmann, und die heutigen Versuche, männliche und weibliche Lehrer gemeinsam wirken zu lassen), bleibt das Künstliche und Zufällige bestehen. Wir Kulturmenschen haben uns notgedrungen sehr weit von der Natur entfernt und können auch nicht zu ihr zurückkehren; aber wir sollten jeden Zusammenhang mit ihr, der sich erhalten läßt und uns dienen kann, als ein kostbares Gut bewahren. Was wir an Blut, an Frische und Stärke aus der Natur saugen können, das läßt sich durch keine künstliche Vorrichtung gewinnen.

Die moderne Seele ist natürlich der Familie feindlich. Sie sucht sie aufzulösen und wendet die verschiedensten Mittel dazu an. Wie mit anderen Kultureinrichtungen weiß sie auch mit der

Familie nicht in ein gedeihliches Verhältnis zu kommen. Es entstehen Konflikte, und sofort wirft sie alles über den Haufen. Sie findet sich nicht zurecht und sieht nicht, daß die Schwierigkeiten lösbar sind. Bei der Familie im heutigen Sinne ist die Frau der entscheidende Teil. Um die Stellung der Frau erhebt sich heute denn auch der hauptsächlichste Streit, und hier setzen die modernen Anarchisten und solche, die sich zum Anarchismus emporzuarbeiten suchen, ein. Sie lösen die Frau aus ihrer Stellung innerhalb der Familie heraus, reden ihr ein, daß sie weit höher stehe, wenn sie als selbständiges Persönlichkeits-Atom lebe, und haben es wirklich dahin gebracht, daß man heute den Wert der Familie und die Verdienste, die sie sich um die Kultur erworben hat, nicht mehr begreift. Ich kann hier nicht weiter darauf eingehen, so wichtig auch für das gesamte pädagogische Gebiet diese Fragen sind. Soviel ist gewiß, daß die Erziehungsanstalt (in welcher Form auch immer) ein sehr unvollkommener Ersatz der Familie ist. Fehlt die Familie, so ist jeder Ersatz willkommen und dann hat auch die Anstalt ihren guten Sinn. Kinder, die ohne Familie sind, möge man in eine Anstalt geben. Doch darf man auch hier fragen, ob es nicht besser wäre, wenn die fehlende Familie durch eine andere Familie, nicht durch die Anstalt ersetzt würde. Es gab Zeiten, wo die Aufnahme fremder Kinder in die eigne fast regelmäßig geschah, wenn Leibesnachkommen fehlten. Freilich hatte das religiöse oder wirtschaftliche Gründe, die heute nicht mehr bestehen. Aber gäbe es für uns heute nicht andere höhere Gründe, die Sitte der Adoption aufrecht zu erhalten oder vielmehr neu zu erwecken? Vielleicht kommt eine Zeit, die mehr Verantwortungsfreudigkeit besitzt als die unsrige. Sie wird ohne Zweifel derartige Gedanken verwirklichen. Denn sobald sich das Interesse einer Kultur den pädagogischen Fragen zuwendet, muß sie sich auf die Grundlagen ihres Lebens besinnen. Die Grundlage unserer Kultur ist aber die Familie in Gestalt der Ehe. Bei den Griechen z. B. war das nicht der Fall. Die Familie war keine Kultureinrichtung im höheren Sinne, war also auch nicht imstande, auf die Erziehung wesentlichen Einfluß zu gewinnen. Daher verfielen die Griechen,

da sie der Erziehung die höchste Bedeutung beilegten, auf die pädagogische Verwertung des Verhältnisses zwischen dem älteren und dem jüngeren Manne. Der Paidagogos und Paiderastes übernimmt die Leitung des Knaben. Inwiefern dies Verhältnis der ganzen Kultur Gefahren brachte, ist bekannt. Wir können uns glücklich schätzen, daß unsere Kultur eine enge Verbindung der natürlichen Triebe mit den höchsten zuläßt. Das Verhältnis zwischen Mann und Weib, zwischen Eltern und Kindern kann bei uns für die Kultur unmittelbar nutzbar gemacht werden, was bei den Griechen nicht der Fall war, oder doch nur ausnahmsweise. Der natürliche Geschlechtstrieb und seine Folgen wurde dem Griechen, ohne daß er es wollte, zu etwas Verwerflichem, mindestens zu etwas Nebensächlichem, das in keiner Verbindung mit seinem höchsten Streben stand. Nur wo er dem Geschlechtstrieb eine unnatürliche Richtung gab, versuchte er ihn zu vergeistigen und als einen Helfer zur Kultur anzuerkennen. Wir sind viel glücklicher daran und sollten uns dessen stets bewußt bleiben. Es ist verbrecherisch, den großen Sieg, den die Menschheit durch die Schöpfung unseres Familienbegriffs errungen hat, wieder preisgeben zu wollen.

Merkwürdig ist die Stellung, die Rousseau gegenüber der Familie eingenommen hat. Er pries sie aufs höchste und gab der Erziehung durch die Eltern weitaus den Vorzug vor der Erziehung durch Fremde, welcher Art dieselben auch seien. Er redete den Eltern so scharf ins Gewissen und mahnte sie an ihre Pflicht wie kaum ein anderer Pädagoge. Trotzdem führt er uns in seinem Emile nicht einen solchen normalen Erziehungsgang innerhalb der Familie vor, obwohl er uns doch die ideale Erziehung schildern und die Fehler der herrschenden Erziehungsweise dadurch ins Licht setzen will. Gegen das Ende seines Werkes lernen wir in der Tat eine ideale Familie kennen, nämlich die der Erwählten Emiles. Aber der Held selber wächst familienlos mit einem Erzieher auf, der ihn ausschließlich leitet. Das ist keineswegs natürlich, und die Erziehungsmittel, die dieser Erzieher anwendet, entfernen sich viel weiter von der Natur als die Erziehungsmittel, die sich aus unseren natürlich erwachsenen

Kultureinrichtungen ergeben. Rousseau hatte eine gar zu schiefe Auffassung von der Kultur. Er sah nur Unnatur und Entartung in ihr und glaubte sich und seinen Zögling Emile von ihr lösen zu können. Sein Werk zeigt die Unmöglichkeit auf jeder Seite. Immer wenn Rousseau Erziehungsmaßregeln ergreift, begeht er eine Inkonsequenz. Er muß beständig seinen Naturbegriff korrigieren und auf die Kultur, die er haßt, zurückgreifen. Dieser Fehler hindert jedoch nicht, daß der Emile zu den bedeutendsten Erzeugnissen des menschlichen Geistes gehört.

Rousseau verficht also die Privaterziehung und legt, wie die Freunde der Erziehungsanstalt, Unterricht und Erziehung in eine Hand. Schule und zufällige äußere Einflüsse fallen weg. Der Erzieher Rousseaus beschäftigt sich eine Reihe von Jahren ausschließlich mit dem einen Knaben, den er zu einem Menschen heranbilden und jeder Lebenslage gewachsen machen will. Bekanntlich hat diese Form der Erziehung früher ein weit größeres Ansehen genossen als heute. In den verschiedensten Zeiten und auf die verschiedenste Weise ist die Privaterziehung geübt worden, fast stets jedoch innerhalb der Familie. Der oder die Lehrer werden in das Haus aufgenommen und von dem Familienhaupt mit dem Unterricht der Kinder beauftragt. Im Altertum verwandte man Sklaven dazu, die ja oft eine große Bildung besaßen. Mit dieser häuslichen Erziehungsweise sind augenscheinlich Vorteile verbunden, meiner Meinung nach weit größere als mit der Erziehungsanstalt. Die Verachtung und Entartung, in der wir die Privaterziehung heute sehen, gereicht unserer Zeit keineswegs zur Ehre.

Der demokratische Zeitgeist erhebt gegen die Privaterziehung den Einwand, daß sie nicht allen, sondern nur den Begüterten möglich sei: Da nun die Bürger des Staates möglichst gleichartig erzogen werden sollen, die Armen ebenso sorgfältig wie die Reichen, da ferner alle in möglichst enge Berührung gebracht werden sollen, sei die Privaterziehung die denkbar ungünstigste Form der Erziehung. Ferner ergeben sich sehr leicht Widersprüche zwischen den Eltern und dem Erzieher. Fallen die Eltern fort wie bei Rousseau oder lassen sie dem Erzieher freie Hand, so bleibt die Einheitlichkeit erhalten. Andernfalls wird

der Lehrer behindert; die Einflüsse kreuzen sich, und der Zögling ist übler daran, als wenn der Erzieher sich den Eltern unterordnet und auf selbständige persönliche Beeinflussung verzichtet. Letzteres ist wohl heute die Regel, weil die Privaterzieher (Gouverneure, Hauslehrer, Erzieherinnen) meist nicht die Fähigkeit haben, die Erziehung selbständig durchzuführen. Auf die Weise bleibt ebenfalls die Einheitlichkeit gewahrt und wenn die Eltern ihre Schuldigkeit tun, so bleiben jedenfalls die üblen Folgen aus, die die familienlose Erziehung Rousseaus haben muß, abgesehen davon, daß die Fälle, wo sie möglich ist, äußerst selten sind.

Zuzugeben ist, daß auch die Privaterziehung in keiner Gestalt die allgemeine normale Form unseres Bildungswesens sein kann. Sie wird wie die Erziehungsanstalt eine Ausnahmeform bleiben; und als solche kann sie viel Segen stiften. Sie wird ihre Zöglinge nicht so kenntnisreich machen, wie die staatliche Lehranstalt, auf der die Jugend durch eine Reihe von Fachlehrern unterwiesen wird. Der Wert des Knaben wird sich nicht so leicht abschätzen und auf ein Zeugnis schreiben lassen, da die Erziehung nicht auf Grund eines allgemeinen Unterrichtsschemas erfolgt ist, sondern nur nach gewissen individuell angewandten Grundsätzen. Der Knabe wird das, was er weiß, nicht so säuberlich von dem, was er ist und will, trennen können, wie es der erfolgreiche Schüler unserer Lehranstalten kann. Aber trotz dieser Mängel, falls es Mängel sind und keine Vorzüge, wird diese Erziehungsweise einen dauernden Platz in jeder Epoche behaupten, die es mit der Kultur und ihrer Erhaltung ernst nimmt. Nur darf man nicht glauben, daß sie uns aus unseren pädagogischen Nöten befreien kann. Halten wir uns den Kopf frei! Unser Gegensatz gegen die herrschende Erziehungsweise mag noch so stark sein. Trotzdem müssen wir ihre Pfeiler (Familie und Staat) als Grundpfeiler unseres höheren Lebens begreifen und dürfen an ihnen nicht rütteln. Wir müssen den Fehler in der falschen Verteilung der Erziehungsaufgaben suchen, müssen uns klar machen, wie weit der Einfluß der Familie gehen muß und gehen kann, entsprechend der Einfluß des Staates, und müssen so den Ausweg aus den offenkun-

digen Widersprüchen und Schwächen unseres Bildungswesens finden.

Die Familie hat einen engen Horizont. Sie spiegelt in verkleinerter Form die grundlegenden Einrichtungen und Formen der menschlichen Gemeinschaft wieder, aber das menschliche Leben weist in jedem Sinne über die Familie hinaus. Religion, Moral, Kunst, Recht sind Sache eines größeren Verbandes von gleichgeordneten Mitgliedern. Innerhalb eines solchen konnten sie nur entstehen und aus ihm heraus sind sie nur zu begreifen. Handelt es sich also darum, die Jugend in diese Religion, Moral usw. einzuführen und dadurch zu Mitgliedern des Verbandes zu machen, so reicht das, was die Familie dem jungen Geschlecht geben kann, nicht aus. Es bedarf einer Ergänzung. Wer gibt sie? Nur der Staat kann es. Aber wie muß diese Ergänzung beschaffen sein? Wir sagten, der Staat begnüge sich damit, zu unterrichten. Er lehre Kenntnisse und Fertigkeiten. Offenbar tut er damit zu wenig. Er gibt damit seinen Mitgliedern nicht alles, was sie brauchen, um ihn zu erhalten und die Kulturaufgaben zu erfüllen. Als die Kirche der unumschränkte Erzieher war, empfing die junge Generation eine wirkliche, der Idee nach vollkommene Erziehung zur Kultur. Die Kirche gab dem Menschen alles, was er brauchte, um ein Mitglied des Gottesstaates zu sein und die höchsten Aufgaben, die er an den Einzelnen stellte, zu erfüllen. Wir haben unsere Auffassung über den Inhalt dieser Aufgaben inzwischen verändert. Wir verlangen daher nicht mehr nach der Erziehung, die die Kirche erteilte. Aber wir müssen eine andere verlangen. Erziehung zur Kultur und deren Hauptstücken (Religion, Moral usw.) ist heute ebenso nötig, wie früher. Sie wird stets nötig bleiben und gewinnt sogar meiner Meinung nach an Gewicht, je verwickelter und wie wir sagen: freier die Kultur wird. Vor allen Dingen fordert sie längere Zeit. Ist die Kultur einfach und sind die Aufgaben, die eine menschliche Gruppe sich stellt, leicht zu übersehen, so kann die Erziehung vielleicht bis zum Eintritt der Pubertät abgeschlossen sein. Der Geschlechtsreife ist dann auch ein vollgiltiges Mitglied der Kultur. Wir finden bei vielen

Völkern die Sitte, daß der Heranwachsende zu dieser Zeit durch eine Zeremonie in die Gemeinschaft aufgenommen wird. Er ist fertig. Hat er noch etwas zu lernen, so sind es Einzelheiten, Berufsanforderungen usw. Was von ihm als Mitglied der Kultur verlangt wird, hat er in sich aufgenommen.

Hat der heutige Jüngling dieses Alters ebenfalls seine Erziehung zur Kultur beendet? Niemand kann das bejahen. Mit 20 Jahren ist er heute in Sachen der Kultur noch ein Kind. Er fängt dann grade an, die Dinge, auf die es ankommt, zu begreifen. — Aber, sagt man, was kann der Staat hierbei tun? Soll er die Heranwachsenden bevormunden und ihnen grade das Beste nehmen, was sie haben, nämlich die Freiheit ihrer Entwicklung? Der Unterschied zwischen der heutigen und der alten kirchlichen Erziehung besteht doch grade darin, daß wir dem Einzelnen nichts mehr aufzwingen. Seine Stellung zu den Hauptstücken der Kultur (Religion, Moral usw.) muß er sich selber erwerben. Wir lassen ihn seinen Weg gehen und drängen uns nicht in sein innerstes Leben ein.

Was tut man infolgedessen? Man läßt die Erziehung des Jünglings auf sich beruhen. Das Kind hat die Familie. Dieselbe legt die Grundlage der Erziehung. Aber man baut auf dieser Grundlage nicht weiter. Je mehr das Kind heranwächst, desto mehr muß ja die Familie versagen. Auch die beste verliert allgemach ihren Einfluß. Übernimmt einmal ein Familienmitglied, etwa der Vater, auch noch die Erziehung des Heranwachsenden, so tut er das nicht mehr als Familienmitglied. Es ist eine Leistung, die man von der Familie als solcher weder erwarten noch verlangen kann. Spätestens mit dem Eintritt der Pubertät löst sich das Kind innerlich von der Familie los. Und dann? — Die Volksschule legt Wert darauf, nicht nur Unterrichts- sondern auch Erziehungsanstalt zu heißen. Und in der Tat sorgt sie, ohne viel Aufhebens davon zu machen, recht gut für die Kultivierung ihrer Zöglinge. Aber die höhere Schule, die die Herangewachsenen aufnimmt, tut das durchaus nicht. Grade zu der Zeit, wo die Erziehung schwierig wird, bürdet man sie dem zu Erziehenden selber auf. Wo er die Schritte tun soll, die ihn zum wirkenden

Mitglied der Kultur machen, läßt man ihn im Stich und versagt ihm die Führung. Wundert man sich also, daß er in die Irre geht? Wundert man sich, daß er die Last wegwirft, die man ihm aufbürdet? Daß er sich für hinreichend erzogen hält?

Die meisten Pädagogen sind der Meinung, daß das früheste Lebensalter für die Erziehung das wichtigste sei. Namentlich die Philanthropen beschäftigten sich vornehmlich mit den Kindern und suchten nach Mitteln, ihnen sobald als möglich die Richtung zu geben, die für die weitere Entwicklung wünschenswert schien. Man erinnere sich an Pestalozzis Bestrebungen. Auch Jean Paul und andere, z. B. auch Platon, weisen darauf hin, daß die kindlichen Eindrücke für die ganze Charakter- und Geistesbildung von entscheidender Bedeutung seien. Das ist ganz richtig. Jeder wird es aus eigner Erfahrung bestätigen. Aber damit will man doch hoffentlich nicht sagen, daß die Eindrücke, die der Mensch später erhält, bedeutungslos seien und daß der im Alter Vorgeschrittene keine Erziehung mehr brauche. Ganz gewiß ist die Charakterbildung, um von der geistigen Bildung zu schweigen, im Kindesalter noch nicht vollendet. Das Kind ist nicht fähig, die Anforderungen, die wir an die Bildung eines Kulturmenschen stellen, auch nur aufzufassen. Man stelle sich doch die Schwierigkeiten unseres heutigen Zustandes vor Augen. Kaum die Erfahrensten und Stärksten finden sich in dem Wirrsal der widerstreitenden Richtungen und Ideale zurecht. Und Jünglinge sollten es können? Jünglinge sollten ohne Beistand und Führung die Schwierigkeiten, die auf sie einstürmen, bewältigen können?

Das Gymnasium und erst recht die Hochschule verweigert die Erziehung durchaus. Das Äußerste, wozu sie sich versteht, ist, daß sie dem Jüngling die Hauptfragen der Kultur (Religion, Moral, Recht, Kunst) theoretisch vorlegt und ihm an der Hand der Geschichte zeigt, wie sich die Kultur entwickelt und warum sie sich in der heutigen bedrohlichen Weise zugespitzt hat. Genügt das, um den Jüngling in den Stand zu setzen, innerhalb dieser Kultur und für dieselbe zu wirken? Ich glaube nicht. Ich glaube, es genügt nur für solche, die nicht an den Kämpfen teilnehmen, sondern ihnen zusehen wollen, also für Gelehrte

und Kritiker. Wer nur theoretischen Anteil an der Kultur nimmt, braucht nur eine theoretische Einführung in dieselbe. Aber wer praktisch für dieselbe tätig sein will, sie fördern und siegreich durch die Kämpfe hindurch führen will, der braucht eine praktische Einführung, eine kräftige Erziehung zur Kultur. Wie er die Zweifel in sich fühlt und von ihnen hin und her gerissen wird, so soll er fähig gemacht werden, innerlich mit ihnen fertig zu werden. Nur so wird er zu einem Manne reifen, der als Mitglied der Kultur seinen Mann steht. Er wird sich nicht wie die Gelehrten damit zufrieden geben, betrachtend und erklärend an der Kultur herumzukurieren, sondern wird ihr handelnd und lebend dienen.

Die jüngere Generation fühlt deutlich genug, was ihr fehlt. Von Jahrzehnt zu Jahrzehnt leidet sie heftiger darunter, daß die Schule ihrem Erziehungsbedürfnis nicht entgegenkommt. Dessen ist sich die Schule nicht im geringsten bewußt geworden. Sie glaubt nach wie vor, daß zur Kultivierung des Nachwuchses nicht mehr erforderlich sei, als sie gibt. Sie meint, die Jugend könne sich aus den Bildungsmitteln, die sie darreicht, alles herausnehmen und zubereiten, was sie bedarf. Aber das ist unmöglich. Der Jüngling zieht Schlüsse aus den Prämissen, die die Schule ganz und gar nicht beabsichtigt. Er verwendet und verbraucht die Bildungsmittel auf eine Weise, an die die Lehrenden nicht im entferntesten gedacht haben. Vor allem hält er das moderne Wesen für die Kultur, der zu dienen er berufen sei. Er verfällt den zerstörenden Mächten. Wohl mag es vorkommen, daß den einen oder den andern sein richtiger Instinkt davor bewahrt oder ihm durch die Irrtümer hindurchhilft. Aber viele Wertvolle erliegen, wie jeder, der die Augen nicht absichtlich verschließt, erkennen muß. Und kann die Unzulänglichkeit der Schule besser bewiesen werden als dadurch? Wenn die Rekruten nicht sicher exerzieren, haben die Vorgesetzten, die sie ausbilden sollten, ihre Schuldigkeit nicht getan. Wenn die jüngere Generation in der Auffassung und Ausübung der Kulturpflichten schwankt und versagt, haben ihre bestellten Lehrer sie nicht hinreichend zur Kultur erzogen. Entschuldigt sich der Unter-

offizier damit, daß der Rekrutenjahrgang zu dumm oder zu unbändig gewesen sei, so lacht man ihn aus. Wirft die Schule uns vor, daß wir uns trotz aller Mühe nicht in unsere Kulturpflichten schicken wollen, so lacht man sie hoffentlich ebenfalls aus.

Ich meine also, die Schule müßte sich um so eifriger der Erziehung ihrer Schüler annehmen, je weiter diese im Alter und in Kenntnissen vorgeschritten sind. Je älter der Lernende wird, um so mehr müßte sich der Lehrende an den ganzen Menschen wenden. Die Hochschule sollte eine Erziehungsanstalt für Erwachsene zur Kultur sein. Sie sollte die durch die vorbereitenden Schulen einerseits, durch die Familie andererseits gewonnenen Grundlagen menschlicher Bildung zusammenfassen und so eine Krönung und ein einheitlicher Abschluß unserer Erziehung sein.

Kann man wohl verkennen, daß die unteren Stände heute in Sachen der Kultur den höheren Ständen überlegen sind? Gewisse Eigenschaften, die zur Aufnahme der Kultur befähigen, finden sich in der Arbeiterklasse weit stärker vertreten als in den Kreisen, die die Kultur gepachtet zu haben glauben. Vor allem gehört dazu die kräftige erobernde Idealität, der Ernst und die Gesundheit. Der Aufschwung, den der unterste Stand im Verlauf des letzten Jahrhunderts genommen hat, ist unverkennbar. Er muß einen bestimmten Grund haben. Ich zweifle nicht, daß der Grund auf pädagogischem Gebiet liegt. Die soldatische Bildung und die Volksschulbildung, beide vor etwa 100 Jahren in Deutschland durchgeführt, haben zusammengewirkt, um das Volk auf eine Stufe zu heben, die es niemals vorher eingenommen hat. Der Zusammenhang zwischen dieser Bildung und den Leistungen der unteren Stände sind auf Schritt und Tritt bemerkbar.

Es soll nun keineswegs geleugnet werden, daß auch die höheren Stände im Laufe des 19. Jahrhunderts Tüchtiges zuwege gebracht haben. Aber es ist nur allzu deutlich, daß ihre Leistungen durchaus nicht im Zusammenhang mit ihrer Bildung, vor allem also mit dem Gymnasium stehen. Man sehe sich die tüchtigen Leute unserer Zeit, die nicht Gelehrte sind, an. Verleugnen sie nicht sämtlich ihre Herkunft von der Schule? Der Techniker,

der Kaufmann, der Künstler, der Philosoph, der Offizier und Staatsmann verdanken ihr Bestes, nämlich ihre Kultur, nicht der Schule, sondern irgend welchen anderen Einflüssen. Die Schule hat ihnen bloß Kenntnisse und Fertigkeiten gegeben. Innerhalb des höheren Lebens ihrer Nation und an der Spitze dieses höheren Lebens stehen sie nicht, weil sie alte Schriftsteller übersetzt und Fachvorlesungen gehört haben.

Wie viel tiefer ist die Wirkung, die von der Volksschule und vom Militärdienst ausgeht! Beides sind bewunderungswürdige Kultureinrichtungen, für die wir unseren Ahnen zu hohem Dank verpflichtet sind. Die Volksschule nahm von vornherein den notwendigen Kampf nach zwei Fronten auf, um den sich das Gymnasium so feige herumdrückt. Ich meine den Kampf gegen das Veraltete, der Kulturentwicklung Entgegenstehende, und zweitens den Kampf gegen die Zersetzung, die nichts Neues an die Stelle des Alten setzen will. Sie eignete sich alles Neue an und blieb doch fest auf ihrem selbstgeschaffenen Grund und Boden stehen. Männer waren es, die die Volksschule geschaffen haben und ihr ihre Männlichkeit aufzuprägen wußten. Sie wußten Theorie und Praxis in Einklang zu bringen. Die kleinen täglichen Arbeiten, die den Blick des Lehrers für das Ganze so leicht trüben, erhielten sie vielmehr frisch und bewahrten sie vor den Überspanntheiten, denen der Theoretiker meist verfällt, wenn er Vorschriften für die Praxis geben will. Sie ergänzten und korrigierten die Erwägung dessen, was sein sollte, beständig durch die Erfahrung dessen, was ist. So fanden sie die Antwort auf manche wichtige pädagogische Frage und setzten, was sie forderten, sofort in Wirklichkeit um. Leider sind die Verdienste, die sich diese Männer um Deutschland erworben haben, fast nur den Volksschullehrern bekannt. Wer außer ihnen wüßte z. B. etwas von Diesterweg? Die akademischen Lehrer sind oft zu hochmütig, um diesen Dingen Aufmerksamkeit zu schenken. Wo ist aber unter den höheren und Hochschullehrern ein Mann, der für die Erziehung so viel getan hätte wie Diesterweg und seine Vorgänger und Genossen? Was für ein Leben und Sprießen in der Welt der Volksschule! Was für eine Öde und Armut in

der Welt des Gymnasiums! — Ein Diesterweg, ein Pestalozzi für die höheren Schulen! — das täte uns not. Was für die frühen Lebensstufen und die einfacheren Kulturbedürfnisse geschehen ist, müßte auch für die Herangewachsenen und für die höheren Bedürfnisse getan werden.

An der Entwicklung der Volksschule im 19. Jahrhundert ist besonders eines lehrreich. Man schuf einen besonderen, seiner Kraft bewußten Lehrerstand für dieselbe. Der Theologe wurde seiner herrschenden Stellung enthoben und mußte dem Fachmann Platz machen. Das Wichtige aber daran war, daß man den Theologen, d. h. also die Kirche, nicht bloß zu verdrängen, sondern zu ersetzen und entbehrlich zu machen wußte. Der Volksschullehrer behielt die Aufgabe: das Volk zur Kultur zu erziehen, fest im Auge. Er war Erzieher und gab sich nicht an die Wissenschaft oder an andere Dinge hin, die seine pädagogische Tüchtigkeit untergraben konnten. Gewiß ging auch er nicht immer den Weg, der ihm vorgezeichnet wurde. Ich weiß sehr wohl, wie viel sich gegen die heutigen Volksschullehrer und gegen ihre pädagogischen und sonstigen Experimente einwenden läßt. Aber wenn die Leitung unserer Kultur im ganzen so widerspruchsvoll und unzureichend ist wie heute, kann keiner ihrer Teile unberührt davon bleiben. Der einzelne Lehrer geht mit dem Strom und empfängt die Anweisungen der leitenden Kulturmächte. Lauten dieselben widerspruchsvoll und unklar, so weiß er nicht, was er eigentlich soll, und begeht Torheiten. Die Schuld daran trifft nicht ihn, sondern die leitenden Mächte. Immerhin ist der Volksschullehrer auch heute noch über seine Aufgabe und über sein Material weit besser unterrichtet, als der höhere Lehrer. Er weiß, was das Volk will und kann. Der höhere Lehrer kennt sehr selten die Kräfte und Ziele der ihm anvertrauten vorgeschritteneren Jugend.

Die Tat der Volksschule verlangt nach einer Fortsetzung. Ist das Schiff unserer Kultur durch sie (und mindestens im gleichen Grade durch die militärische Schulung) in das richtige Fahrwasser gebracht worden, so gilt es nun, den noch größeren Gefahren, die ihr drohen, zu begegnen. Die Aufgabe, die jetzt der höheren

und Hochschule zufällt, mag noch schwieriger sein als die, welche sich die Volksschule gestellt und gelöst hat. Aber sie muß sich ihr unterziehen, es gibt keine Wahl. Auch sie muß mit aller Energie den Kampf nach zwei Fronten aufnehmen, den Kampf gegen überlebte Ideale und gegen die moderne Ideallosigkeit und den Idealhunger. Entzieht sie sich dem, so gehen uns auch die Früchte verloren, die die Volksschule durch ihre Arbeit zur Reife gebracht hat.

Die Mittel- und Hochschule steht heute unter der ausschließlichen Gewalt der Wissenschaft. Das bewußte oder unbewußte Ziel des Unterrichts, den sie erteilt, ist der Gelehrte. Im Mittelalter hieß das Ziel: der Kleriker. Der höchste Begriff, um den der Unterricht sich drehte, hieß damals Gott; heute heißt er die Wahrheit. Man bildete die Menschen zu Dienern und Streitern Gottes aus, heute zu Dienern und Streitern der Wahrheit. Ich halte das alte Ziel für ein viel höheres und menschenwürdigeres. Gott ist ja, pädagogisch verstanden, nur ein mythischer Ausdruck für die praktische Forderung der Vervollkommnung. Auch wenn sich der Erzieher mit der Beschreibung und Erklärung Gottes begnügte und keine praktische Forderung daran knüpfte, so war trotzdem ein Imperativ mit dem Begriffe gegeben. Der Unterricht war in jedem Falle praktisch und beeinflußte den Menschen im ganzen. Ist die Wahrheit das höchste Ziel, so ist das nicht der Fall. Wenn die Göttin Wahrheit überhaupt Forderungen stellt, so sind es doch immer nur intellektuelle, die einen großen Teil des menschlichen Wesens nicht berühren. Außerdem hat diese Göttin die Eigentümlichkeit, daß sie wirkliche Opfer auf ihrem Altar nicht einmal gern sieht. Die Tugend, die sie von ihren Priestern verlangt, ist die intellektuelle Gewissenhaftigkeit und die Gründlichkeit. Je vollendeter sie geübt wird, desto bewegungsärmer macht sie aber den Menschen. Er getraut sich nicht mehr, dem Opfertier das Messer kräftig in die Brust zu stoßen und kühn seines Priesteramtes zu walten. Er wird ganz Vorsicht, ganz Ängstlichkeit und Abwarten.

Die Wissenschaft hat heute eine neue Beantwortung der wichtigsten Kulturfragen aufs beste vorbereitet. Alles, was zu

einem großen Opferfeste nötig ist, ist herbeigeschafft worden. Die Welt hat den Zurüstungen zugeschaut, hat mit Hand angelegt, und harrt nun auf die heilige Festfreude, die die Wissenschaft ihr versprochen hat. Aber es bleibt bei den Vorbereitungen. Immer findet sich noch etwas, das vergessen worden ist; immer wieder wird das Fest hinausgeschoben, und man beginnt sich mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß es niemals stattfinden wird. Wir werden ungeduldig; wir beginnen auf eigne Hand mit dem Fest. Aber die Wissenschaft scheucht uns zurück. Dilettant und Schwindler heißt jeder, der aus wissenschaftlichen Feststellungen allgemeine Ergebnisse ziehen will. Mindestens schilt man ihn voreilig und wirft ihm Mangel an Gewissenhaftigkeit vor. Die Wissenschaft hat von ihrem Standpunkt aus recht. Wer allgemeine Ergebnisse zieht, wer die Wahrheit zur Dienerin statt zur Herrin der Kultur machen will, ist ein Abtrünniger und verdient den Bannfluch. Jeder Schritt, den ein Mensch tut, ist ein Abfall von der Wahrheit und ist eine Beleidigung gegen den, der zu gewissenhaft ist, ihn zu tun. Man darf nur gehen, wenn man ganz sicher geht. Mit anderen Worten, man soll überhaupt nicht gehen und soll auch nicht atmen. Damit dient man der Wahrheit am vollkommensten.

So sperrt sich die Wissenschaft dagegen, daß wir sie zu einem Mittel der Kultur machen wollen, wie sie es früher gewesen ist. Sie schreit über Vergewaltigung, wenn wir sie an den Wagen spannen, damit sie uns über die Nöte des Lebens hinweghelfe. Sie merkt, daß wir sie verzehren, indem wir von ihr Gebrauch machen. Aber wozu hätte sie ihre Schätze aufgehäuft, wenn nicht damit sie verzehrt werden? Wer ein Mahl anrichtet, will doch, daß es genossen wird. Nachdem uns die Wissenschaft den Tisch so reich gedeckt hat, sollte sie uns nicht zürnen, wenn wir uns heransetzen und zulangen. Die nicht genießbaren Teile lassen wir, wie alle frommen Opfernden, gern unberührt. Mögen sie den Göttern zur Speise dienen! Nur das Beste sei für uns.

Die Schule darf nicht dabei stehen bleiben, die wunderbaren Mittel zu einem hohen großen Kulturleben, die die Wissenschaft

geschaffen hat, bloß zu zeigen und das hohe große Kulturleben bloß im Bilde an uns vorbeiziehen zu lassen. Sie muß uns lehren, dies Leben zu verwirklichen und mit jenen Mitteln unser Leben zu gestalten. Wie kann die allgemeine Schule der Nation eine „gelehrte Schule" sein! Gelehrsamkeit mag eines ihrer Werkzeuge sein. Aber es darf doch nicht das Ziel sein. Sie muß dies Werkzeug, wie ihre anderen Werkzeuge, zu ihrem Gebrauch zurichten. D. h. sie muß die Wissenschaft auf ihren Bildungswert hin prüfen, das Beste auswählen und es der Jugend zu unmittelbarem Gebrauch übergeben. Auch die Universität, falls sie nicht ein Konvent von gelehrten Forschern, sondern eine Bildungsanstalt ist, muß ihre Aufgabe darin sehen, die Jugend mit den Ergebnissen der Wissenschaft zu erziehen. Das ist nicht so leicht, wie die Forscher vielleicht glauben. Es erfordert eine wesentlich andere Praxis als die heutige Universität hat. Heute kommen die Schüler der Universität nur selten dahin, die praktischen Lehren der Wissenschaft in sich aufzunehmen. Man verlangt von ihnen, daß sie sich diese Lehren selber heraussuchen, man verlangt, daß sie die Wissenschaft, vor allem die, welche sich mit der menschlichen Vergangenheit beschäftigt, durch eigne Anstrengungen für sich nutzbar machen. Wie wenige können das aber! Wir keuchen unter der Last, die uns dadurch auferlegt wird, und man darf sich nicht wundern, daß viele die Last von sich werfen. Sie verzichten auf die Lehren der Vergangenheit und leben, um überhaupt zum Leben zu gelangen, ein unhistorisches, traditionsloses, anarchistisches Leben. Die Empörung gegen die Wissenschaft, die sich heute auf mannigfache Weise bemerkbar macht, ist eine natürliche Folge unseres Bildungswesens. Da die Schule ihre Pflicht vernachlässigt, da sie uns nicht in ein fruchtbares Verhältnis zur Vergangenheit und überhaupt zur Wissenschaft (logischen Konsequenz im Denken und Handeln, objektiven Auffassung der Welt) bringt, so wenden wir uns gänzlich von ihr ab und lassen sie unbenutzt. Mögen die bienenfleißigen Forscher nur einmal von ihrer Arbeit aufblicken! Sie werden gewahr werden, daß die Welt ihre Arbeit achtlos beiseite schiebt.

Doch hoffentlich besinnt sich die jüngere Generation. Hoffentlich verwendet sie die herrlichen Früchte ungeheuren Fleißes und großartiger Selbstverleugnung für die neue Kultur, die sie begründen möchte. Hoffentlich hält sie sich auch die Augen offen für die guten Seiten unseres Bildungswesens, erkennt den Wert gewisser intellektueller und Charaktereigenschaften an, die sie züchtet, und verrennt sich nicht völlig in den Gegensatz zur Schule und zur Bildung. Aber ein Wunder ist es nicht, daß es heute beinahe zu einer Leidenschaft geworden ist, sich gegen alles, was nach der Schule riecht, zu empören. Die Jugend fühlt sich durch die Schule um ihr Leben betrogen. Ihre Glieder sind steif geworden, wenn sie sich von den Schulbänken erhebt, und um sich Bewegung zu schaffen, stürzt sie sich natürlich mitten in die modernen Dinge hinein. Die Schule verschlimmert die Unsicherheit, die Sehnsucht und den Widerstand gegen alle Gesetzmäßigkeit, arbeitet also mit am Ruin der Kultur, statt der modernen Seele durch ihre Krankheit hindurchzuhelfen. Höchstens stumpfe oder vorwiegend theoretische Naturen nehmen in der Schule keinen Schaden.

Es ist eine wunderliche Aufgabe, vor die uns dieser Zustand der Schule stellt. Die moderne Seele ist revolutionär genug gesonnen, um dem Feldgeschrei: Umsturz des Bildungswesens! mit Begeisterung zuzustimmen. Jeder Angriff gegen etwas Bestehendes ist nach ihrem Sinn, zumal wenn dies Bestehende eine auf der Tradition ruhende, vom Staate geschützte Organisation ist. Wir wollen aber grade die revolutionäre Grundstimmung bekämpfen und sie in eine aufbauende und erhaltende verwandeln. Erklären wir der Schule den Krieg, so bedeutet das eine Unterstützung des Anarchismus. Erklären wir uns mit der Schule einverstanden, so heißt das entweder, daß wir den Gelehrten als Herrn der Kultur anerkennen, oder daß wir der Schule und Wissenschaft keine Bedeutung beilegen, uns damit aber die Kultur überhaupt aus dem Sinne schlagen. Was das Schlimmste ist, es handelt sich hier nicht bloß um verschiedene Ansichten, um die Auswahl unter mehreren Denkweisen. Die Lebensanschauung und Lebensgestaltung steht in Frage. Und dabei hört der Spaß

auf, und der Ernst beginnt. Unsere Lehrer sehen meist nur die theoretischen Schwierigkeiten und sind uns zuweilen behülflich, die Übersicht zu gewinnen, die zu ihrer Überwindung führt. Aber daß der Kampf um die Schule den Kampf um die gesamte höhere Erziehung bedeutet, sehen sie nicht. Die Schule hat es dahin gebracht (oder hat es mindestens nicht zu verhindern gewußt), daß uns die Grundlagen des Lebens entwichen sind. Wir wissen, mit Nietzsche zu reden, in der Tat nicht mehr, was gut und böse ist. Die Schule soll es uns lehren, soll uns das Gute und Böse, Schöne und Häßliche, Wahre und Falsche, Rechte und Unrechte klar machen und uns gut, schön, wahr und gerecht machen. Nicht mehr und nicht weniger verlangen wir von ihr.

Platon, der in einer der unsrigen ähnlichen Zeit lebte, hat einmal ein hübsches Gleichnis für den Zustand des Jünglings gebraucht, dem die angestammten Kinderideale verblaßt sind und neue ihm gemäße Ideale nicht gegeben werden. Es erginge ihm wie einem untergeschobenen Kinde, das in Reichtum und Glück aufgezogen würde und dann erführe, daß seine angeblichen Eltern nicht die wirklichen seien. Es verläßt sie, findet aber die wahren Eltern nicht. So ist es seiner Stützen und Erzieher beraubt und ergibt sich nun den Schmeichlern, die ihm ein freies Genußleben verheißen und ihm alle Ideale verhaßt machen, da sie nur Einschränkungen und Hemmnisse seien. Mancher Jüngling tritt heute in ähnlicher Weise aus einem geordneten Lebenskreise heraus in das blendende Licht der Modernität. Die wahren Eltern, d. h. ein selbständiges würdiges Leben findet er nicht. Die Hochschule gibt ihm keine Anleitung dazu, und wenn sie es auch versucht, hat sie doch nicht die Kraft, ihn von der wirklichen Elternschaft dessen zu überzeugen, auf das sie ihn hinweist. Direkte Beeinflussung vermeidet sie ängstlich. Sie will nicht kämpfen, für niemanden und gegen niemanden. Friede ist ihre Losung. Wie die Frommen ins Kloster gingen und der Welt Lebewohl sagten, so leben die rechten Gelehrten in einer weltvergessenen Stille. Zweifel und Lebensdrang wird, wie früher durch Gebet und Fasten, so jetzt durch Forschen und Nachdenken beschwichtigt. Die Jugend kann unmöglich solch Leben für das

wahrhaft zugehörige und elterliche halten. Sie läuft den Frommen davon und lebt dem Genusse des Verzehrens und, ganz wie bei Platon, des Kritisierens. Platon hat sein Leben lang mit dem Geist der Zersetzung und Verneinung zu kämpfen gehabt. Auch heute ist er lebendig. Und auch heute wird er nicht anders bekämpft werden können als damals, nämlich so, daß man ihn in seine letzten Konsequenzen verfolgt und dadurch den Weg zu einer neuen Bejahung öffnet.

Wir kehren zur Schule zurück und versuchen nunmehr, den Grund für ihre Unzulänglichkeit so klar als möglich auszusprechen. Wie kommt es, daß sie ihre Aufgabe, die heranwachsende Generation zur Erbin und Fortführerin der Kultur zu machen, nicht hinreichend erfüllt? Die Wandlung ist schuld, die die Kultur erfahren hat. Wir sprachen von der Reformation und ihren Nachwirkungen. Die entscheidendste Nachwirkung machte sich im 18. Jahrhundert bemerkbar. Bis dahin bestand die Aufgabe der Schule darin, einen festen Glaubensinhalt zu lehren, bestimmte Sätze und Regeln einzuprägen. Was der Mensch als Mitglied der Kultur tun und glauben mußte, stand ein für allemal fest. Es galt nur, die Jugend damit bekannt zu machen und sie zu diesem Glauben und Tun anzuleiten. Man wußte sich im Besitz der ewigen Wahrheit über Welt und Mensch. Gott und die von ihm geschaffene Sittlichkeit war über allen Zweifel erhaben. Gab es Unterschiede und Gegensätze unter den Menschen, so bezogen sie sich, wie man glaubte, nur auf die Anwendung der allgemeinen Glaubenssätze und auf die Deutung des maßgebenden Lehrbuches, nämlich der Bibel.

Nachdem man aber angefangen hatte, einzelne Glaubenssätze selber in Frage zu stellen und der Bibel wenigstens als der Lehrquelle für Naturwissenschaft und Philosophie den Gehorsam zu kündigen, drang endlich eine ganz neue Anschauung über die Kultur und damit über die Aufgaben der Schule durch. Die Grundlagen der Kultur schienen nicht mehr gegeben zu sein, sondern müßten, wie man einsah, immer neu gefunden werden. Die Schule hat nicht mehr feststehende Wahrheiten zu lehren und einzuprägen, sondern hat Anleitung zu geben, die Wahr-

heiten erst zu finden. Der Inhalt dessen, was wir glauben und tun sollen, muß erst entwickelt werden. Religion und Sittlichkeit, Recht und Kunst sind nichts Gegebenes. Sie sind von den Menschen als Hülfsmittel ihres Lebens geschaffen worden und jedes Geschlecht, ja jeder Mensch muß sie neu schaffen. Dabei muß ihm die Schule Hülfe leisten.

Ich weiß wohl, daß man sich bis zu Nietzsche hin gescheut hat, die Konsequenzen der neuen Anschauungsweise offen auszusprechen. Man hat sie auch nicht durchschaut. Aber es ist heute keine Halbheit mehr am Platze. Wenn wir uns nicht auf Autoritäten stützen, sondern unsere Vernunft zur Richterin über alles machen sollen, was unser Leben bestimmt, so fällt nicht bloß die Religion sondern auch die Moral hin. Wir sind die Schöpfer unserer Welt, die Bildner unseres Lebens, die Richter über alles, was als Befehl oder Gesetz oder Wunsch oder Neigung Gewalt über uns gewinnen will. Jeder Kulturmensch ist heute davon durchdrungen, wenn er sich dessen auch nicht bewußt ist.

Und die Schule? Fällt ihr damit nicht eine unendlich größere und schwerere Aufgabe zu, als sie vordem hatte? Die junge Menschheit fähig zu machen, sich Welt und Leben selber zu erschaffen, ist doch wohl etwas Größeres, als ihr eine fertige Welt und ein feststehendes Leben in die Hand zu geben. Die Kunst der Erziehung beginnt jetzt erst recht, sollte man meinen. Freilich kostete es Mühe, den Nachwuchs mit dem Glaubensgehalt wirklich zu erfüllen, die Heranwachsenden also zu wahren Christen zu machen; aber die Mühe des heutigen Erziehers ist eine weit größere. Wie ruhig war man damals bei der pädagogischen Arbeit! Wie sicher ging man, da das Ziel so unerschütterlich feststand! Unsicherheit und Verzweiflung konnten nicht aufkommen. Heute ist es unvermeidlich, daß die schwersten Stürme die Kultur und damit auch die Erziehung heimsuchen Beständig drohen Gefahren und völliger Bankerott.

Die Schule ist den Stürmen aus dem Wege gegangen. Sie begnügt sich damit, die Einleitung und Vorbereitung zur eigentlichen Erziehung zu geben. Sie sieht ihre Aufgabe lediglich darin, die verschiedenen Glaubensinhalte, die möglich sind und



einmal wirksam gewesen sind, wissenschaftlich zu erforschen. Diese verschiedenen Glaubensinhalte und Lebensgrundsätze führt sie den Schülern vor und gibt ihnen Anleitung, die Erforschung und Erklärung weiter fortzusetzen, Natur und Geschichte noch genauer zu erkunden, als es der lehrenden Generation gelungen ist. Sie hat also das eigentliche Erziehen gestrichen. Sie bringt in ihren Schülern nicht den Entschluß hervor, sich auf Grund dieser Forschungen einen eignen Glaubensinhalt zu schaffen und tut nicht das Ihrige dazu, daß dies geschieht. Vielmehr warnt sie davor als vor einem Abfall von der wissenschaftlichen Objektivität.

Wir geben zu, daß das Forschen selber einen gewissen pädagogischen Wert hat. Aber dieser ist gering und keine Rechtfertigung dafür, daß sich die Schule auf Anweisungen zum Forschen beschränkt. Das Forschen kann nur Mittel zum Zweck sein. Der Zweck aber heißt: Eroberung einer selbstständigen Grundlage des Denkens und Lebens. Wir geben auch zu, daß die Schule Selbständigkeit schafft und eine Befreierin ist. Wir sind ihr sehr dankbar für die grenzenlose Erweiterung des Horizonts, die seit 200 Jahren durch die Schule bewirkt worden ist. Wir geben auch zu, daß sie trotz ihres Mangels an Aktivität die Aktivität der Schüler anregt. Die alte Erziehung, die autoritative Glaubenssätze einprägte, regte den Schüler nicht an. Sie verlangte nur Empfänglichkeit. Man goß ihm die Lehrsätze ein. Wenn er still hielt, Gedächtnis und Bildsamkeit genug hatte, erreichte der Lehrer unfehlbar seinen Zweck. Heute ist der Einzelne auf sich selber gestellt. Die Schule lehrt ihn wohl Verständnis mannigfacher Lebens- und Denkformen, nötigt ihn aber nicht zur Annahme derselben, erleichtert ihm auch nicht diese Annahme, sondern verhindert sie gradezu.

Die Schule macht uns also frei und selbständig gegenüber den Hauptentscheidungen des Lebens. Aber das ist, wie ich sagte, nur die Einleitung und Vorbereitung zu ihrer eigentlichen Aufgabe. Wenn ich frei bin, so habe ich den ersten Schritt zur Kultur getan. Ich habe die Vorbedingung erfüllt. Aber dann muß der zweite Schritt erfolgen. Im Mittelpunkt jeder Erziehung müssen die letzten und höchsten Dinge stehen. Gott





und seine Gebote waren Hauptinhalt der früheren Erziehung. Wenn nun Gott und seine Gebote für uns nicht mehr Geltung haben, so bleibt doch die Tatsache bestehen, daß wir unser Leben auf gewisse Grundlagen stützen müssen. Das übersieht die Schule geflissentlich. Sie geht um die höchsten Dinge scheu herum, und wenn man von ihr Auskunft über sie verlangt, so zuckt sie die Achseln und sagt: das ist Sache der Schüler. Sie müssen sich selber ihre Grundlage schaffen und können es ganz leicht; denn sie liegt ja in ihrer Natur. Religion, Moral, Recht Kunst sind ja das unverlierbare Eigentum des Menschen, sind sein eigenes verklärtes Dasein. Die einen weisen auf das Gewissen hin, als auf die untrügliche Verkünderin der sittlichen Gebote; die anderen sagen, das Gute und Gerechte (also Moral und Recht) fielen mit dem Nutzen zusammen. Jeder tue von selbst das Gute, man brauche ihn nur über seinen wahren Nutzen aufzuklären. Was aber die Religion betreffe, so mache man sich über sie am besten gar keine Gedanken. Zu sicheren Ergebnissen über Ursprung und Sinn alles Geschehens gelange man doch nicht. Es sei auch nicht nötig; denn unser Leben und Handeln werde durch diese Fragen nicht beeinflußt.

Das sind rechte Gelehrtenmeinungen. Daß Metaphysik und Ethik, Weltanschauung und Lebensanschauung von einander unabhängig seien, kann nur der glauben, der die Einheitlichkeit seines inneren Lebens verloren hat. Und wer der Meinung ist, daß sich die wünschenswerten Grundsätze für die Lebensgestaltung und Lebensführung von selber (aus der Einsicht in den Nutzen oder aus dem Gewissen) ergeben, der möge sich in der heutigen Welt umsehen und uns die Verirrungen der modernen Seele erklären. Der Gelehrte freilich hat keinen Grund, den ersten und letzten Dingen seine Aufmerksamkeit zu schenken, Richtgebung und Erziehung zu fordern. Er ist enthaltsam und fühlt sich in den Schranken, die ihm irgend jemand um das Leben herumstellt, wohl.

Paulsen sagt in seinem ungemein lehrreichen Werke über die „Geschichte des gelehrten Unterrichts“, die deutschen Universitäten hätten im 19. Jahrhundert die Führung im Leben unseres



Volkes übernommen, „nicht bloß im Gebiet der Philosophie und Wissenschaft, sondern lange Zeit auch im öffentlichen Leben". Die letztere haben sie längst wieder verloren, und jetzt ist es so weit, daß sie sich auch um die Führerstellung innerhalb der geistigen Kultur bringen lassen. Die Wissenschaft behalten sie natürlich in der Hand, aber alles andere sagt sich von der Universität los. Will die Universität das bleiben, was sie war und was sie sein könnte und müßte, so muß sie dem Drängen der Zeit nachgeben. Die Bildung, die heute im Werden ist, ist ihrem innersten Streben nach unwissenschaftlich, ja der Wissenschaft feindlich. Auf die Zeit der Verbreiterung, des Strebens nach der Peripherie der Kultur hin folgt eine Zeit der Zusammenziehung und Verstärkung des geistigen Menschen. Die Bereicherung und Verfeinerung der Kulturmittel hat den Drang erzeugt, dieselben nun auch anzuwenden. Je weiter sich die Universität vom Mittelpunkt der Kultur entfernt, je mehr sie sich in den Hauptfragen zurückhält und die Entscheidung über sie ablehnt, desto mehr wächst in der heranwachsenden Generation das Verlangen, sie zur Entscheidung zu bringen, desto stärker wird die zentripetale Kraft und Neigung der Jugend. Ist die Universität nicht stark und ehrlich genug, dies Bedürfnis zu befriedigen, so wird sie einfach bei Seite geschoben. Kann sie uns nicht eine Bildung geben, die alle Grundtriebe des aktiven Menschen in ihren Dienst nimmt, die uns vereinheitlicht und verstärkt, so müssen wir uns anderswo holen, was wir brauchen.

Deutschland ist im Laufe von hundert Jahren etwas ganz Anderes geworden. Der politische und wirtschaftliche Aufschwung hat den Schwerpunkt der deutschen Kultur vom Idealen ins Praktische verlegt. Die Vertreter des Idealen ließen sich das ruhig gefallen. Ja sie zogen sich immer mehr zurück und machten sich immer leichter, so daß ihre Schale der Schale der technisch-politischen Kräfte nicht annähernd mehr das Gleichgewicht hielt. Der tolerante und beschauliche Forschergeist ist kein ausreichendes Gegengewicht gegen den Geist des praktischen Eroberns und Wirkens. Als sich der wissenschaftliche Geist zum Herrn der Schule machte, lagen die Dinge anders. Er war eine willkommene

Gegenmacht gegen die einseitig spekulative, künstlerische und überhaupt subjektive Richtung der Kultur. Er war ein Dämpfer, den man dem romantischen Enthusiasmus aufsetzte. Von diesem Enthusiasmus hat uns die Wissenschaft befreit. Da die Gelehrten alles untersuchten, alles bemängelten und entmängelten (emendierten; Goethe im Briefwechsel mit Zelter), so erlosch die Begeisterung, zumal die Begeisterung für das Altertum. Vor hundert Jahren hielt man die Alten für Götter. Die Philologen haben die Welt allgemach davon überzeugt, daß höchstens ihre Grammatik göttlich ist. In der Welt des Geistes ist alle Begeisterung verraucht. Man begeistert sich für die Flotte oder für technische Erfindungen, aber nicht mehr für die Griechen oder für metaphysische Formeln. Niemand wird den starken Vorstoß des deutschen Wesens ins Gebiet der realen Güter und Bestrebungen bedauern. Möge der kühne Tatengeist und der emsige Fleiß der letzten Jahrzehnte auf praktischem Gebiet uns erhalten bleiben! Möge Bismarcks Geist auch weiterhin über Deutschland schweben! Aber wir müssen ein Gegengewicht gegen diesen Geist schaffen. Wir müssen eine Bildung erringen, die ihm die Wage hält. D. h. wir müssen mit demselben kühnen Tatengeist zur Eroberung und Neuordnung der religiösen, moralischen, künstlerischen Welt schreiten, und müssen die ängstliche gutwillige Kleinlichkeit in die Flucht schlagen, die die ideale Welt mit einem Netz von Langeweile übersponnen hat.

Hat das nicht Nietzsche getan? fragen die Modernen. Ja freilich hat er es getan. Aber er ist dabei erlegen und mußte erliegen, nicht nur aus persönlichen Gründen, sondern weil die Vorbedingungen fehlen, die zur Gründung eines geistigen Reiches, in dem wir Heutigen wohnen und wirken können, nicht minder erforderlich sind als zur Gründung eines weltlichen Reiches. Worauf stützte sich Bismarck? Wer verhalf ihm zu seinen Siegen? Der preußische Unteroffizier und Offizier. Ein erzogenes und gestaltetes Volk war sein Werkzeug und sein Rückhalt. Wo wäre dies Werkzeug und dieser Rückhalt auf dem Gebiet der höheren Kultur? Die Schule müßte es sein. Der Oberlehrer und Hochschullehrer könnte uns allein die Gründung einer wirklichen



würdigen Kultur ermöglichen. Da sie aber versagen, so sind alle Anstrengungen, die Nietzsche oder ein anderer macht, vergeblich. Es bleiben Versuche, siegreiche Streifzüge ins feindliche Land, die aber nie zur dauernden Besitzergreifung führen können. Zwar hat unsere Schule äußerlich genug preußische Eigenschaften. Sie ist in Formen eingezwängt, die wohl dem Heere und der Verwaltung, aber nicht so sehr ihr anstehen. Sie schematisiert und reglementiert nach Kräften. Aber damit ist auf diesem Gebiete nichts getan. Eine geistige Armee muß nach anderen Prinzipien organisiert sein als eine weltliche. Hätte die Hochschule wahrhaft die Führung in unserem Kulturleben, so hätte sie gleich bei der Gründung des modernen Gymnasiums Protest erheben müssen. Sie (als Ganzes) hat es aber nicht getan, wenigstens nicht energisch genug, und tut es heute noch weniger. Ihr wissenschaftlicher Tand ist ihr hundertmal wichtiger als die Mißbildung oder Unbildung der Nation.

Die einzelnen Mängel des Gymnasiums liegen so klar vor aller Augen, sind auch so oft besprochen worden, daß wir sie nicht durchzugehen brauchen. Schon aus den dreißiger und vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts haben wir so eingehende Kritiken, daß wir ihnen kaum noch etwas hinzufügen können. Mit den größten Hoffnungen war die neue Schöpfung begrüßt worden. Aber die Freude war von kurzer Dauer. Bald schlug die Stimmung um und die Feinde und Ankläger mehrten sich von Jahrzehnt zu Jahrzehnt. Heute ist die Grundstimmung gegenüber dem Gymnasium nicht so sehr Feindschaft als Gleichgültigkeit. Man versteht es so wenig und empfängt als Schüler so wenig starke Eindrücke von ihm, daß einem die dort zugebrachte Zeit wie ein Traum erscheint, der aus dem Gedächtnis entschwindet, sobald man erwacht.

Der eine Hauptfehler ist, daß der Lehrstoff für das allein Wichtige gehalten wird. Es kommt ebenso viel auf die Art an, wie dieser Lehrstoff vorgeführt wird, also ob er eindrücklich und lebendig gemacht wird oder nicht. Als man dem Gymnasium vorhielt, daß sein Hauptlehrstoff (die alten Sprachen) geringen materialen Wert habe, versteifte es sich auf den formalen Wert.

Die Zeit und Mühe, die auf dem Gymnasium der Erlernung der alten Sprachen gewidmet wird, steht in keinem Verhältnis zu dem praktischen Nutzen, den diese Sprachen für den späteren Beruf und das Leben des Schülers haben. Das leugnet heute niemand mehr. Aber, sagt man, der formale Wert, den diese Sprachen haben, ist so groß, daß trotzdem an ihnen festgehalten werden muß. Nun gut, mag der formale Wert groß sein; wir haben nichts dawider, verlangen aber, daß man uns denselben durch die Tat beweist. An den Schülern (mindestens an den Lehrern) des Gymnasiums muß sich doch der formale Wert bemerkbar machen. Als formal Gebildete müßten wir das Gymnasium verlassen. Das ist aber ganz und gar nicht der Fall. Diese formale Bildung bringt uns nicht einmal dahin, daß wir das auf formaler Bildung gegründete klassische Altertum verstehen. Wer sich heute dem Altertum zuwendet, der tut es, nachdem er das, was man auf dem Gymnasium darüber lernt, vergessen hat. Er pilgert zu ihm hin, als zu einem verlorenen, neu zu entdeckenden Lande. Und wenn er bei ihm angelangt ist, empfindet er eine ebenso große Freude und ebenso heftige Scham wie die Goethesche Zeit, die das Gymnasium und das Altertumsstudium schuf. Man hatte damals gehofft, das Altertum durch diese beiden Dinge zu einer lebendigen Macht zu machen und die Nation mit ihnen klassisch und formal zu bilden. Das Gegenteil hat man erreicht. Das Mittel, das man wählte, war falsch. Das Altertum als Bildungsmacht ist an der Philologie und am Gymnasium gestorben, und wer es heute zu neuem Leben zu erwecken sucht, der ist sich hoffentlich klar darüber, daß grade die alten Sprachen dem Altertum den Tod bereitet haben.

Von den wissenschaftlichen Leistungen der Philologie ist hier nicht die Rede. Sie sind ohne Zweifel sehr groß und verdienen hohe Bewunderung. Aber Wissenschaft ist nicht Bildung. Die Philologen wundern sich manchmal darüber, daß die Welt ihren Untersuchungen so wenig Aufmerksamkeit schenkt und daß ihre Wissenschaft rein als Fachwissenschaft betrachtet und geschätzt wird. Das ist aber ganz natürlich. Sie haben das, was die Philologie zur höchsten Wissenschaft und zu einer Art Priester-

tum der Kultur machte, fallen lassen. Daran liegt es auch, daß Leute, die vom Altertum lange nicht so viel wissen wie ein heutiger Philologe, mit einer Schilderung antiker Kultur und Kunst manchmal weit größeren Erfolg haben als die Fachgelehrten. Burckhardts griechische Kulturgeschichte z. B., von der Wilamowitz sagt, daß sie für die Wissenschaft nicht existiere, ist für uns Laien eine wahre Freude. Wir spüren darin einen echt hellenischen Hauch, mag die Auffassung Burckhardts noch so einseitig und die Darstellung der Einzelheiten noch so veraltet sein. In den Büchern der Philologen und Historiker spüren wir nichts Antikes. Nie haben Priester ihre Götter so schnöde verraten und verleugnet, wie sie das Altertum. Nie sind Erzieher ihrem Erziehungsauftrag so wenig nachgekommen wie sie.

Die neueren Pädagogen sprechen mit Recht von dem Interesse des Schülers als der Voraussetzung und dem eigentlichen Hebel des Unterrichts. Wenn der Schüler an dem Lehrgegenstande nicht aufrichtigen Anteil nähme und sich ihm willig darböte, sei alle Mühe des Lehrers umsonst. Darum müßte der Lehrer nach Mitteln suchen, das Interesse zu erregen und wachzuhalten (vgl. z. B. Herbart). Ohne Zweifel trifft dies um so mehr zu und ist um so wichtiger, je älter und reifer der Schüler ist. In dem Alter, wo der Schüler bereits sein eignes geistiges Leben hat, wird nur solcher Unterricht Einfluß auf ihn gewinnen, der sich in dies eigne Leben einfügt. Es muß ein Zusammenhang zwischen dem Lehrgegenstande und den Interessen des Schülers vorhanden sein. Er muß empfinden, daß der Unterricht sein eignes Wollen und Denken erregt und bereichert. Andernfalls gleitet der Unterricht wirkungslos ab.

Wie achtlos setzt sich die Schule darüber hinweg! Wie wenige Oberlehrer und Hochschullehrer bedenken, daß sie jede Gelegenheit ergreifen müßten, um das, was sie vortragen, mit dem natürlichen ehrlichen Wollen des Jünglings in Zusammenhang zu bringen! Um das zu können, ist freilich vieles erforderlich, nicht bloß pädagogische Begabung und Vorbildung, sondern auch Verständnis für dies natürliche ehrliche Wollen des heutigen Jünglings. Der Lehrer muß dem Schüler innerlich nahestehen und verwandt

sein. Ich sagte in meinem Schriftchen über den „Verfall der Hochschule“ (Leipzig, 1907), nur der könne Lehrer sein, der sich Einblick in die Gegenwart, in ihre treibenden Kräfte, ihre Wünsche, Hoffnungen und Irrtümer verschaffe. Das ist noch viel zu wenig. Er muß in der Gegenwart wurzeln und von ihr ausgehen. Die Lehrgegenstände, die er studiert und seinen Schülern nahe bringt, müssen sich mit seinem eignen Sein und Wollen ebenso verknüpfen, wie mit dem des Schülers. Auf eignem Grund und Boden stehend, muß er die Vergangenheit und alles Theoretische sich und den Schülern zum Leben erwecken. Dann ist er freilich kein Gelehrter. Aber das darf er auch nicht sein. Ein Lehrer dürfte höchstens nebenher Gelehrter sein, dürfte auch seine Schüler nicht zu Gelehrten erziehen wollen. Heute will er das. Er erhält die Lehrobjekte möglichst unabhängig von dem Subjekt des Schülers, statt ihn zu lehren, sie von sich abhängig und sich untertan zu machen.

Der rechte Lehrer muß alle Triebe des Schülers in seiner Hand haben und sie für seine Zwecke verwenden. Läßt er starke Regungen des Jünglings außer acht oder bekämpft er die natürlichsten und berechtigtsten Neigungen, so beraubt er sich selber seines Einflusses, und beraubt die Lehrgegenstände ihrer Wirkung. Er zieht das unangenehmste und verderblichste Gewächs im Schüler groß, die Heuchelei: Der Schüler lügt ein Interesse, das er nicht hat, aber zeigen muß, um den Lehrer zufrieden zu stellen. Auch der größere Teil der heutigen Gymnasiallehrer lügt ein Interesse, das er nicht hat, nämlich das Interesse an den Griechen und Römern. Und was er selbst nicht hat, das setzt er bei den Schülern als etwas Natürliches voraus! Es ist unnatürlich, daß sich ein Gymnasiast unserer Zeit ohne weiteres etwa für Cicero interessiert. Soll die Beschäftigung mit einem solchen (aufs höchste zu verehrenden) Schriftsteller Nutzen haben, so muß man das Interesse erst erwecken, was gerade in diesem Falle seine Schwierigkeiten haben dürfte (vgl. meinen Aufsatz: Cicero und die Gegenwart, in „Das klassische Ideal“ von E. u. A. Horneffer, 2. Aufl. 1906).

Und wie wäre eine wahrhaft formale Bildung, eine Bildung,

wie sie der Goetheschen Zeit vorschwebte, zu erreichen? Ich werde diese Frage in dem letzten Kapitel meines Versuchs zu beantworten suchen, so weit ich es vermag. Hier sei nur Folgendes bemerkt. Der Lehrstoff ist, wie ich sagte, nicht das allein Maßgebende, die Lehrart ist ebenso wichtig. Man hat sich geirrt, wenn man die Pädagogik vernachlässigen und verachten zu können glaubte. Die Volksschule verdankt ihre Erfolge mindestens zur Hälfte der Methode und der Disziplin, die sie auf Grund der pädagogischen Theoretiker ausbildete. Das Gymnasium und die Hochschule hat von pädagogischer Methode kaum einen Begriff. Sie sieht deren Wert nicht ein und glaubt vor allen Dingen nicht, daß der Mensch durch die Unterrichtsmethode kultiviert wird, daß Kultur auf der Übung und Schulung der menschlichen Seele beruht, nicht auf der Anfüllung mit Kenntnissen. Auch auf der Hochschule könnte durch eine Verbesserung der Lehrweise vieles erreicht werden. Diesterweg meint geradezu, man solle sich auch dort zur heuristisch-analytischen Methode entschließen. Freilich wäre dabei die Voraussetzung, daß es den Lehrern vor allem um ihre Schüler, nicht um den Gegenstand zu tun ist. Der Professor müßte seine Vorträge halten, damit die Studenten die Gegenstände so rein und vollkommen wie möglich aufnehmen, nicht um die Wissenschaft zu fördern oder um einer lästigen Pflicht zu genügen. Jetzt ist das Kolleg ein systematisches Kompendium, dem der Schüler schwer beikommen kann. Auf die Weise, in der der Gegenstand am leichtesten aufgefaßt und am tiefsten verarbeitet würde, wird keine Rücksicht genommen. Der Lehrer müßte entwickeln. Ferner müßte er fragen, und wo es irgend geht, Dialoge herbeizuführen suchen. Will er das im Kolleg selber nicht tun, so kann er es in besonderen Stunden. Bestände jedes angekündigte Kolleg zur Hälfte aus Kolloquien, so hätte der Schüler den zehnfachen Gewinn davon. Er würde ganz anders angeregt und festgehalten werden. Verständnis, Verarbeitung, Widerspruch und dessen Auflösung, Klärung und Befestigung, das wären die Früchte eines solchen Unterrichts. — Aber der Professor hätte auch die zehnfache Mühe davon, klagt man. Das ist allerdings unbestreit-

bar. Auch etwas anderes ist unbestreitbar, nämlich, daß in vielen Fällen die pädagogische Unbildung und Unfähigkeit der Lehrer ins hellste Licht gerückt würde. Darum wäre es nötig, daß jeder angehende Lehrer sich mit der Pädagogik befreundete. Mindestens müßte er sich die Bekanntschaft der wichtigsten pädagogischen Werke verschaffen, also etwa der Didactica magna des Comenius, des Emile Rousseaus, des Platonischen Staates.

Zu einer derartigen Gestaltung des Kollegs müßte sich dann der persönliche pädagogische Verkehr zwischen Lehrer und Schüler gesellen. Er ist auf der Hochschule viel eher möglich und viel wichtiger als auf dem Gymnasium. Ob er bestimmte Formen gewinnen soll und allgemein geregelt werden soll, ist eine Frage, die uns hier nicht weiter angeht. Die Hauptsache ist, daß er sich das Ziel zu stellen hat, die Schüler in ihrem ganzen Streben zu beeinflussen. Es ist eine Verkennung der jugendlichen Seele, wenn man meint, eine solche Beeinflussung sei in den Universitätsjahren nicht mehr möglich. Sie müsse, wenn überhaupt, dann früher erfolgen. Überhaupt gehöre die Erwerbung der allgemeinen, geistigen wie sittlichen, Bildung in die Gymnasialzeit. Gewiß läßt sich für diese Ansicht manches vorbringen. Das Gymnasium ist ja augenscheinlich in der Idee gegründet worden, daß sie allgemeine Bildung geben und zugleich eine Schulung des Verstandes sein sollte. Der Student ist in bezug auf allgemeine Bildung perfekt, meint man, und wendet sich vernünftigerweise einem Fachstudium zu. Ehemals vertrat die untere, sogenannte artistische Fakultät die Stelle des Gymnasiums. Nachdem man sie absolviert hatte, rückte man in eine der oberen speziellen Fakultäten auf. Aber wie gesagt, wenn das früher das Richtige war, so liegen die Dinge heute doch ganz anders. Wenn die Grundlagen der Kultur gegeben sind und der Jüngling sie sich nur aneignen muß, so kann er das allenfalls bis zum achtzehnten oder zwanzigsten Jahre erreicht haben. Wenn er sich aber selber die Grundlagen schaffen muß, so ist das dritte Jahrzehnt seines Lebens das entscheidende. Es ist die Erntezeit der Erziehung, und der Landmann und Gärtner darf zu keiner Zeit weniger rasten als wenn die Frucht

heimgebracht werden soll. Was nützt alles Säen und Pflanzen, wenn er das Ernten versäumt!

Doch brechen wir hier ab, weil erst eine Verständigung über Ziel und Mittel der Erziehung im allgemeinen gesucht werden muß, ehe die Grundsätze für die Erziehung Erwachsener zur Kultur ausgesprochen werden können. Ich bitte, die etwaigen Einwände bis dahin zu vertagen und die eben gegebenen Andeutungen im Zusammenhang mit den Darlegungen der späteren Kapitel zu beurteilen.

Welche Erziehung?



Die Grundlage.

Wollen wir die Frage beantworten, ob und wie wir uns und andere zu erziehen haben, so müssen wir wissen, welches Ziel diese Erziehung haben soll. Und wollen wir das Ziel der Erziehung feststellen, so müssen wir das Ziel des Menschen überhaupt kennen. Ich begreife nicht, wie manche heutigen Pädagogen glauben können, daß sich irgend eine wichtigere pädagogische Frage ohne ein Zurückgehen auf die allgemeinsten Prinzipien beantworten ließe. Die Pädagogik hängt so untrennbar mit der Ethik und Metaphysik zusammen, wie mit der Psychologie, Anthropologie und Ästhetik. Auch wenn man sich, wie es heute in der Regel der Fall ist, den Hauptfragen der Pädagogik fernhält, kann man nicht ohne ein Hinübergreifen in die Nachbargebiete auskommen.

Ich nehme ein Beispiel. Man erörtert die Frage der sexuellen Aufklärung der Jugend. Von verschiedenen Seiten sind Gründe für die günstigen Wirkungen dieser Aufklärung vorgebracht worden. Man erwartet eine Hebung der Sittlichkeit, eine allgemeine Gesundung des Volkes davon, wenn den Kindern die geschlechtlichen Verhältnisse und Vorgänge nicht verheimlicht, sondern vielmehr ausführlich erklärt werden. Offenbar ist aber diese sehr schwierige Frage (über die ich mir kein Urteil zutraue) abhängig von allen möglichen ethischen und psychologischen Voraussetzungen. Man muß sich darüber einigen, was unter „Sittlichkeit zu verstehen ist, was für Gründe unsere Vorfahren hatten, die Kinder ohne sexuelle Aufklärung aufwachsen zu lassen, ob die frühzeitige Aufmerksamkeit auf die sexuellen Dinge ein Zeichen der Entartung ist, ob die Regelung der sexuellen Verhältnisse in

unserem Kulturkreise diese Entartung begünstigt, ob die Verbindung sinnlicher und seelischer Triebe bei dieser Regelung fester ist als bei einer anderen usw. Es erheben sich noch tausend andere Fragen, die alle eine Verständigung über Ziel und Mittel der gesamten menschlichen Entwicklung voraussetzen. Haben sich die streitenden Parteien darüber nicht im voraus geeinigt, so reden sie aneinander vorbei.

Es hatte keine großen Schwierigkeiten, zu einer Verständigung über diese allgemeinsten Dinge zu gelangen, solange eine einzige Welt- und Lebensanschauung herrschend war. Man hatte auf die Frage: wozu willst du dich und deine Anvertrauten erziehen? sofort die Antwort bei der Hand: zu Christen will ich mich und sie machen. Das Ziel der Menschheit ist, Christo nachzufolgen, fromm und heilig zu sein wie er. Freilich sind das vieldeutige Begriffe, und sie haben denn auch in den einzelnen Phasen des Christentums die verschiedenste Auslegung erfahren. Namentlich seit der Reformation sind die Interpretationen immer waghalsiger geworden. Man nahm immer stärkere Korrekturen an dem christlichen Ideal vor und rupfte ihm eine Feder nach der anderen aus, wobei man stets versicherte und heute noch versichert, daß erst das flügellose, ja auch haut- und fleischlose Ideal das rechte ursprüngliche sei. Comenius und Rousseau halten sich für gute Christen und heute hält sich noch alle Welt für christlich, auch wo der Name Christ weiter nichts ist, als eine leere Hülse.

Warum hält man wohl an dem Namen fest? Weil der Name eine große pädagogische Macht ist. Er schafft einen, wenn auch nur scheinbaren, Zusammenhang mit der Vergangenheit, er führt das Neue als etwas Alterprobtes und durch die Zeit Geheiligtes ein. Dem Erzieher und seinem Auftraggeber, der Kultur, ist alles willkommen, was Autorität heißt. Denn ohne Autorität ist keine Erziehung möglich; ohne sie gibt es keine Stetigkeit in der menschlichen Entwicklung. Ob in dem alten Leib ein neuer Geist, in den alten Schläuchen ein neuer Most ist, hat nicht soviel zu sagen. Der Anblick des alten Leibes und alten Schlauches beruhigt. Auch der Unchristlichste, der sich

Christ nennt, bewahrt gegenüber den Hauptfragen des Lebens eine gewisse Sicherheit. Er hat das Gefühl, daß die Grundlagen unerschütterlich seien; nur das Einzelne schwanke. Nur die Ausgestaltung und Umbildung des Einzelnen sei seine Aufgabe; und diese lasse sich erfüllen, ohne daß der Bau im ganzen in Mitleidenschaft gezogen, ohne daß das letzte Ziel verrückt würde. Das ist natürlich ein Irrtum. Aber aus diesem Irrtum erwächst mitunter viel Gutes. Er gibt Kraft und Freudigkeit im Handeln, was wir an vielen frommen Männern von Luther bis zu Seb. Bach und bis hin zu Bismarck beobachten können. Sie haben große Dinge zuwege gebracht und mehrere von ihnen haben uns versichert, daß das ohne ihr Festhalten am Christentum und an der Kirche nicht geschehen wäre. Wir müssen ihnen das glauben. Sie schöpften Kraft und Vertrauen aus der Zugehörigkeit zu einem, wie sie meinten, unzerstörbaren Verbande zwischen der Natur und dem Menschen, der doch in dem vermeinten Sinne gar nicht existiert.

Wenn wir soviel zugestehen, so übersehen wir jedoch nicht die Gefahren, die ein solcher Zustand hat, und die von Geschlecht zu Geschlecht wachsen. Wer ein Ideal verehrt, das er in unkenntliche Schleier hüllen muß, um an seiner Verehrungswürdigkeit nicht irre zu werden, der gibt einen Teil seiner Natur preis. Er verliert den Zusammenhang zwischen diesem Ideal und seinem wirklichen wirkenden Ideal. Er schreckt vor sich selber zurück und gerät in immer größeren Widerspruch zur Wahrheit in seinem Denken und Verstehen. Ich meine, wir müssen endlich das wahre Ideal unserer Kultur bekennen und zu Ehren bringen. Wir sind unchristlich; unsere Grundlagen des Lebens und Wirkens sind völlig andere als die des echten Christen, und es ist Zeit, vor diesen Grundlagen nicht mehr die Augen zu verschließen. Halten wir uns an unsere wirklichen Stützen, nicht an die eingebildeten, und vertrauen wir darauf, daß nie ein Gebäude zusammenstürzen wird, wenn man weiter nichts als die Gerüste wegnimmt!

Grade der Pädagoge muß sich den Unterschied zwischen den nur vorgegebenen und den wirklichen Motiven des Handelns

stets gegenwärtig erhalten. Welcher Mensch wäre aber nicht Pädagoge? Jedes Buch, das veröffentlicht wird, ist ungewollt ein pädagogisches, und zwar in um so höherem Grade, je stärker es die Kultur beeinflußt. Auch jedes Wort, das wir sprechen, jede Tat, die wir tun, hat pädagogischen Charakter. Denn in jedem Wort und in jeder Handlung tritt eine Lebensauffassung und eine bestimmte Stufe der Kultur zu Tage, die nach außen hin werbend oder zurückschreckend wirkt. Wir bejahen und verneinen in jedem Augenblick gewisse allgemeine Wertschätzungen und nötigen andere ebenfalls zu einer solchen Bejahung und Verneinung. Schon das Dasein eines Menschen ist eine Summe pädagogischer Ergebnisse und Lehrsätze. Wir sind daher Pädagogen, wir mögen uns wenden, wie wir wollen; der Berufslehrer ist es nur in höherem Grade und absichtlicher.

Versuchen wir daher, ohne die Hilfe des altersschwachen Christentums anzurufen, eine Grundlage für die Erziehung unserer Zeit zu gewinnen. Wir können ohne einen solchen Versuch nicht zum Ziel kommen, sind uns jedoch der Schwierigkeit desselben vollkommen bewußt. Natürlich kann es sich hier nur um die allgemeinen Umrisse handeln. Wir wollen zufrieden sein, wenn wir sie einigermaßen klar ziehen können, und überlassen alles nicht unbedingt für die pädagogischen Fragen Wichtige den Berufeneren.

Wohin strebt die Menschheit? Was sucht sie, wenn sie unwiderstehlich vorwärts drängt und dann wieder zurückweicht, wenn sie erobert und wieder verliert, wenn sie Gruppen und Zusammenhänge bildet und sie wieder auflöst? Was ist der Sinn der Staatengründungen, Religionsbildungen, Gesetzgebungen für jedes Gebiet des Handelns und Denkens? Mit einem Wort: warum sucht sie Kultur? Warum bleibt sie nicht innerhalb der primitiven Lebensformen, nach denen sie sich auf einem höheren Kulturstandpunkt so oft als nach einem verlorenen Lande des Glückes und der Unschuld zurücksehnt? Überall drängt der Barbar zur Kultur. Das Leben der Kulturmenschen erscheint ihm unwillkürlich als ein höheres und begehrenswerteres. Wie kommt er dazu?

Die Germanen tranken gierig den Mischtrank aus Christentum und Altertum, den ihre Feinde und Unterjochten ihnen reichten. Die Besten, die Führenden waren am eifrigsten in der Aufnahme und Aneignung der fremden Kulturgüter. Sie zogen die anderen nach sich. Warum fanden sie ihr bisheriges Leben nicht schöner und besser als das ihrer Gäste? Warum hielten sie ihnen nicht die Reden, die Rousseau seinen Zeitgenossen hielt oder die unsere heutigen Kämpfer für das reine Deutschtum oder Germanentum der entarteten verwälschten Kultur der Gegenwart halten? Es ist doch sehr merkwürdig, daß den alten Germanen das Feldgeschrei: deutsche Kultur! fremd war. Denn wenn man etwa den Widerstand anführt, den die Sachsen Karl dem Großen entgegensetzten, so ist doch ganz ersichtlich, daß dies Volk wie alle anderen, die sich gegen die Kultur zur Wehr setzten, noch nicht den richtigen Begriff von der Kultur erhalten hatte. Sie brauchten Zeit, das Neue verstehen zu lernen, und die Gewaltmittel, die man anwandte, verzögerten dies Verständnis. Gewalt achtet und fürchtet der Barbar durchaus nicht; er selber ist ja gewohnt, sie anzuwenden. Nein, der singende und lehrende Mönch, der ihm wunderliche Geheimnisse erzählte, der lesen und schreiben konnte und Klöster baute, brachte ihm das Verständnis für die Kultur, besiegte und verführte ihn.

Wenn sich Völker gegen das Eindringen höherer Lebensformen dauernd zur Wehr setzen, so sind sie entweder unbegabt, oder sie haben bereits eine gewisse Geschlossenheit und Vollendung erreicht. So ist es etwa mit den Chinesen. Sie erkennen das Fremde nicht als das Höhere an, weil sie nicht imstande sind, es zu verstehen. Die eigne gewonnene Lebensform füllt den Menschen vollkommen aus. Doch sehen wir, daß sich auch dort jetzt ein Umschwung vollzieht. Auch der Chinese verfällt der europäischen Kultur und überzeugt sich mehr und mehr davon, daß wir mehr sind als er, daß er ein Höherer und Besserer wird, wenn er zu leben sucht wie wir.

Offenbar verheißt die Kultur dem Menschen zweierlei: mehr Lust und mannigfachere Betätigung. Die Kultur zeigt zahlreiche Wege zur Befriedigung der Triebe, sie macht das Leben reicher

und tiefer. Wir können auch feststellen, worin das Verderbliche der Kultur liegt, darin nämlich, daß Lust und Betätigung (Sensibilität und Motion) nicht miteinander verbunden bleiben und nicht miteinander wachsen. Sobald die Lust sich unabhängig macht und das aktive Leben zurückdrängt oder zerstört, ist die Entartung da. Dies tritt nicht etwa bloß bei hoher Kultur ein, sondern man kann es auf allen Stufen beobachten, sehr deutlich grade bei den rohen Völkern oder Personen, die plötzlich mit wesentlich höheren Formen der Kultur Bekanntschaft machen. Die neuen Lüste, z. B. die Narkotika, werden begierig eingesogen, aber das ganze Leben wird nicht dementsprechend umgestaltet. Dem gesteigerten und andersartigen Gefühlsleben tritt nicht das entsprechende aktive Leben als Gegengewicht gegenüber.

Diejenigen Menschen aber, deren sensibles Leben nicht einer wesentlichen Steigerung und Bereicherung zugänglich ist, widerstehen natürlich den Gefahren der Kultur, sei es daß sie sich nur die Bereicherung des aktiven Lebens zunutze machen oder daß sie auch dazu nicht fähig sind. Sie verbünden sich mit den durch die Kultur Ruinierten zu gemeinsamen Anklagen gegen die Kulturgenüsse überhaupt. Sind sie bescheiden, so richten sie ihre Vorwürfe nur gegen die niederen Genüsse; fühlen sie sich stark genug, so greifen sie den höchsten und verführerischsten Kulturgenuß an, nämlich die Kunst. Sie können die geschichtlichen Erfahrungen für sich ins Feld führen. Denn es ist noch keinem Volke gelungen, der Kultur standzuhalten und das Gleichgewicht des Lebens zu bewahren. Der Drang nach dem höheren, lustvolleren und reicheren Leben war stets so heftig, daß die physischen und psychischen Voraussetzungen alles Lebens darüber vergessen wurden. Um des höheren Lebens teilhaftig zu werden, zerstört die Menschheit das Leben überhaupt. Um zu leben gibt sie sich den Tod.

Diesen tragischen Widersinn im menschlichen Streben können wir noch klarer erkennen, wenn wir den aktiven Lebensdrang, der in der Kultur sein Genüge sucht, genauer betrachten. Der Mensch will die Herrschaft über die Außenwelt und über sich selber erringen. Der Barbar sieht, daß der Kulturmensch dies

bis zu einem gewissen Grade erreicht hat. Er hat sich von den Schrecken der Natur freigemacht und die dunklen Mächte, von denen der primitive Mensch sich umgeben sieht, unterworfen. Er hat Selbstvertrauen gewonnen und führt Unternehmungen durch, vor deren Größe und Kühnheit der primitive Mensch staunt. Ebenso hat er seine eigene Existenz in Regeln gebracht, hat Stetigkeit gewonnen und versteht sich zu leiten und zu biegen, wohin er will. Das staunt der primitive Mensch noch mehr an. Seine ungefüge, blind wirkende Kraft duckt sich willig und beglückt vor der Selbstbeherrschung des Kulturmenschen. Er huldigt ihm als seinem Herrn, zumal wenn die Selbstbeherrschung in der freien Form der Anmut erscheint.

Auf welchem Wege wird aber die Herrschaft über sich und die Welt erreicht? Durch Zwang und Askese. Einzelne Triebe werden unterdrückt; dem Schmerz, der Furcht, der Begierde wird nicht nachgegeben. Der Mensch bildet auf seinem Wege zur Kultur den Satz: Die Lust ist niedrig und verwerflich! Wer seinen Trieben nachgibt, ist ein Tier. Damit wird das Widernatürliche zum Ideal erhoben. Der Priester und sein Verwandter, der Zauberer, hat sich von jeher dadurch von anderen Menschen unterschieden, daß er die natürlichen Triebe nicht hat oder sie doch unterdrückt, daß er ein Leben führt, das dem gewöhnlichen entgegengesetzt ist. Er fastet, geißelt sich, entbehrt den Umgang mit Menschen, unterdrückt den Geschlechtstrieb. Der Mensch aber lacht nicht über einen solchen Narren, sondern beugt die Knie vor ihm. Der bleiche nervenkranke Medizinmann, der für die Hauptverrichtungen des tätigen Lebens (Krieg, Jagd) zu schwach ist, wird nicht verachtet, sondern verehrt und bewundert. Man ahnt etwas Höheres in seiner gegen sich selbst gerichteten Kraft und traut ihm eine geheime Macht über die Natur zu.

So ist das Streben nach Selbstbeherrschung, das mitunter zur Selbstvernichtung führt, auch nur ein verkapptes Streben nach Lust und nach einem reicheren stärkeren Leben. Da es aber den Menschen nicht nach außen, sondern nach innen richtet, da es das Ich, obwohl es dasselbe zu bekämpfen scheint, weit mehr in den Vordergrund stellt als das direkt auf Lust und Betätigung

gerichtete Leben, so ist der Asket zugleich der Entdecker der Persönlichkeit. Die Persönlichkeit aber ist das entscheidendste Merkmal der Kulturmenschheit. Der Naturmensch zeigt nur die ersten Anfänge der Persönlichkeitsbildung. Mit der steigenden Kultur geht die Ausgestaltung der Persönlichkeit Hand in Hand, so daß man die Geschichte der Kultur (und also auch die Geschichte der Erziehung) geradezu als die Geschichte der Persönlichkeit definieren kann. Uns liegt deshalb ob, ein wenig von dieser Geschichte zu erzählen, da sie uns Aufschluß über die Aufgaben der Erziehung geben wird.

Der Kampf gegen die Natur.

Es gibt Augenblicke, wo sich das Ich seines Daseins mit voller Klarheit bewußt wird. Das sind nicht die Augenblicke, wo es handelnd oder genießend in Tätigkeit ist. Dann fühlt es nicht sich selber, sondern den Gegenstand, auf den es wirkt oder dessen Wirkung es erfährt. Der Tat nach mögen die großen Meister des Handelns oder des Genießens, die man gewöhnlich mit dem Namen Egoisten bezeichnet, die mächtigste Bejahung des Ego darstellen; aber dem Gefühl nach sind sie nicht die höchsten Egoisten, oder wenigstens nicht in den Augenblicken ihres Wirkens. Es gehört dazu die Richtung auf das eigne Wesen, die Unabhängigkeit von der Außenwelt, also die Einsamkeit. Welch ein Schreck, und zugleich welch ein Glück empfindet das Ich, wenn es so sich selber findet! Wenn es sich allein sieht, als ein eignes geschlossenes Reich, als eine Welt und ein Gesetz, dem keine äußere Macht etwas anhaben kann! Solch eine Stunde ist vielleicht die stolzeste Stunde der Menschheit. Der Mensch hat die ganze ihn umgebende Welt in sich hineinverlegt und schaltet über sie, aber nicht handelnd oder genießend, was ja nur Formen der Abhängigkeit von der Welt sind, sondern als Unabhängiger, als „Eigner“ (Stirner). Für gewöhnlich sondert sich der Mensch nicht bewußt von der Außenwelt ab. Zwar fühlt er seinen Körper, seine Bewegungen und Empfindungen als die seinigen, aber die Selbständigkeit wird nicht zu einem innerlichen Gegensatz. Der Mensch ist ein Blatt am Baum, ein Teil eines Ganzen. Auch wenn er sich die Welt zu erobern sucht und die Menschen sich unterwirft, kehrt er immer seinen Zusammenhang mit dieser Welt hervor. Er ist auch dann nur

Teil eines Ganzen. Das losgelöste Individuum dagegen will Feindschaft zur Welt, will Beseitigung der Welt. Es will allein sein.

Die Geschichte der Persönlichkeit verläuft nicht so, daß sich der Einzelne immer unabhängiger macht und immer mehr loslöst. Es gibt Zeiten, wo die entgegengesetzte Strömung vorherrscht. Es geht auf und nieder und vor allem ändern sich die Gebiete innerhalb des Menschen, die nach Individualisierung und Loslösung verlangen. Insofern kann man zwei Hauptformen der Individualisierung unterscheiden. Die eine besteht in dem Kampf gegen die Natur (sowohl gegen die innere Natur, d. h. die eignen Triebe, als gegen die äußere, unbelebte Natur mit ihren Einwirkungen auf den Menschen: Schicksalsschläge, Krankheiten, Tod usw.), die andere im Kampf gegen die menschliche Gemeinschaft. Der Kampf führt entweder zur Vernichtung der Persönlichkeit oder zur Versöhnung mit den äußeren Mächten. Letzteres ist, um dies gleich vorwegzunehmen, das Ziel der Erziehung, ersteres erfolgt durch die Ausartung des Persönlichkeitsstrebens, die wir nunmehr in ihren verschiedenen Formen und im Hinblick auf die modernen Verhältnisse vorzuführen versuchen.

Die Persönlichkeit setzt sich als etwas Einmaliges, Unwiederbringliches. Eine schöne Rose hat als Individuum keinen Wert, sondern nur als besonders gelungenes Exemplar einer schönen Blumengattung. Sie gilt uns nicht darum soviel, weil es gerade diese eine, bald verblühende Rose ist (falls nicht Erinnerungen an den Geber, an einen Ort oder dergleichen sich hinzugesellen). Wir vertrauen darauf, daß es viele ähnliche Rosen gibt und geben wird. Ebenso gelten uns die Vorzüge eines Hundes als die seiner Gattung, die mit dem einzelnen Exemplar nicht für immer verloren gehen. Doch zeigt sich hier schon ein Anfang des Persönlichkeitsbegriffes. Wir geben dem Hunde einen Namen. Ist das mehr als eine Erleichterung des Gebrauchs, mehr als eine äußerliche Abgrenzung eines Gegenstandes von einem anderen (wie wir ja auch leblosen Gegenständen einen Namen geben), so erkennen wir damit den Hund als eine Individualität an. Grade seine einzelne Existenz wird uns das Wertvolle an ihm.

Wir betrauern ihn, wenn er stirbt, nicht bloß als einen uns verloren gegangenen Gegenstand, sondern wir betrauern ein Etwas, das als Etwas Wert hatte und nie zu ersetzen ist. Vielleicht setzen wir ihm dann auch einen Gedenkstein und glauben an seine Unsterblichkeit. In weit höherem Grade haben wir den Menschen gegenüber die Empfindung, daß sie einmalige unwiderbringliche Werte sind, die nie vergehen können. Der Begriff des Todes scheint dem Begriff des Ich zu widersprechen. Wenn das einzelne Exemplar absoluten Wert hat, kann es nicht der Vernichtung anheimfallen (wenigstens nicht die Kräfte und Eigenschaften, auf denen dieser absolute Wert beruht). Der Tod kann nur Schein sein. Ist er Wirklichkeit, so hat die ganze Welt ihren Zweck verfehlt. Sie ist Entsetzen, Unsinn, Zerstörungslust. Die Persönlichkeit muß ewig sein! Ganz besonders schließt das Ich dies aus dem Gefühl, mit dem es seinem eignen Tode entgegen geht. Es begreift ihn nicht. Mit ihm, meint es, stürbe die ganze Welt.

In engem Zusammenhang mit dem Glauben an die Unsterblichkeit steht der Glaube an Gott. Auch er ist ein, wenigstens zeitweilig, notwendiger Gedanke des Ich. Das Ich sieht sich, wenn es auch unsterblich ist, doch grausigen Zufällen aller Art ausgesetzt. Aber es schließt: die Roheit der Natur gegen ihr höchstes Erzeugnis (und das ist doch die Persönlichkeit) kann nicht wirkliche Roheit sein. Sie muß einen Sinn haben. Daß auch der Hochstehendste mit beschränkten Sinnen begabt ist, Gebrechen aller Art hat, den Dämonen zum Spielball dient so gut wie der Niedrigste, kann nur ein Schein sein. Die Persönlichkeit muß in Wahrheit unbeschränkt, frei und Herr der Natur sein. So erschafft sich der Mensch ein Idealbild der Persönlichkeit. In ihm, in Gott, ist auch er frei und mächtig; durch Gott werden die Natur und alle Schicksale des Menschen sinnvoll.

Durch diese beiden Gedanken: Gott und Unsterblichkeit wird eine Versöhnung zwischen der Persönlichkeit und der Natur hergestellt. Das Unnatürliche, das in dem Streben des Menschen liegt, wird beseitigt, indem die Erfüllung dieses Strebens in die

Natur hineingedeutet wird. Es ist ein Sieg, den die Menschheit mit diesen stolzen Erfindungen errungen hat, aber, wie man leicht sieht, nur ein scheinbarer Sieg. Er hat den Kampf nicht wirklich und nicht dauernd beendet, sondern nur eine zeitweilige Waffenruhe geschaffen. Während dieser Waffenruhe hat die Persönlichkeit sich viel weiter ausgestalten können; aber der scheinbare Sieg hat sie auch auf Irrwege verleitet und ihre Kraft untergraben. Ich sprach schon im ersten Kapitel von der Phantasiebefriedigung der Sehnsucht. Gott und Unsterblichkeit sind die größten Beispiele für diese Phantasiebefriedigung. Wenn Gott lebt und der Mensch auf Unsterblichkeit hoffen kann, gibt es keine Nötigung mehr, sich göttlich und der Unsterblichkeit würdig, d. h. zu einer vollkommenen Persönlichkeit zu machen. Die beiden Gedanken sind in diesem Falle nicht eine kraftgebende Zielsetzung, sondern drücken den Verzicht auf die Erreichung des Zieles aus. Das Verhältnis zu ihnen ist nicht aktiv, sondern passiv; sie wirken erniedrigend, nicht erhöhend.

Beim Christentum können wir sowohl das eine wie das andere beobachten. Das Christentum trat auf als ein grimmiger und unversöhnlicher Feind der Persönlichkeit. Vor allem haßte es deren Selbstgerechtigkeit und Stolz. Trotzdem eroberte es der Persönlichkeit ein neues Reich und gab ihr eine Wichtigkeit, die sie vordem niemals gehabt hatte. Andererseits nahm es ihr die irdischen Kräfte und entzog ihr den Boden für die wirkliche allseitige Betätigung. Denn womit verdient sich der Christ den Himmel? Er verdient ihn überhaupt nicht, sondern läßt ihn sich als unverdiente Gnade schenken. Wachen und Beten ist das Einzige, was er tun kann, um den gnädigen Gott auf seinen unwürdigen Knecht aufmerksam zu machen. Da war Platon, der seinen Gläubigen ebenfalls den Himmel verhieß, doch noch anders. Er verlangte, daß man sich gründlich erziehen müsse, um der Vollkommenheit teilhaftig zu werden. Mathematik und Dialektik, nicht Glauben und Harren hielt er für den Weg zum Heil.

Die Frage ist also, ob das als Wirklichkeit gesetzte Ziel des Strebens Kräfte auslöst, oder ob es die Kräfte unterbindet.

Im ersten Fall ist es ein Hilfsmittel der Kultur, eine Stütze der Persönlichkeit, im zweiten ein Hemmnis und ein Zersetzungsmittel. Hierbei sind verschiedene Gestaltungen des Verhältnisses zu diesem Ziele möglich. Rousseau verrät deutlich, daß er an die Verwirklichung seiner Ideale nicht glaubt. Da er sie aber trotzdem lebhaft wünscht, so versetzt er sich in Gedanken an das Ziel und schildert es mit Entzücken. Er hält sich durch Ausmalen seiner Wünsche schadlos für deren Verwirklichung, d. h. er schafft in seiner Phantasie die Versöhnung zwischen der Persönlichkeit und der Natur, die er in der Wirklichkeit nicht schaffen kann. Ähnlich verfährt jeder Künstler und systematische Philosoph. Er gruppiert die zerstreute und unvollkommene Welt, er löst ihre Widersprüche in der Idee auf. Er ist dem religiösen Menschen (der passiven Art) insofern überlegen, als er sich nicht tatenlos in Gott versenkt und die Welt verleugnet. Er geht mit dem wirklichen kämpfenden Leben um. Je stärker er ist, desto tiefer greift er in die Widersprüche und Unvollkommenheiten hinein, desto fester packt er sie und desto herrlicher bewältigt er sie. Aber auch er bewältigt sie nur in der Phantasie, nur mit einem Teil seines Wesens. Auch er verzichtet darauf, die ganze Persönlichkeit der ganzen Wirklichkeit gegenüberzustellen und kämpfend zu einer Versöhnung zu gelangen.

Weiter finden wir den rein Betrachtenden, der nicht einmal das praktische Verhältnis zum Ideal festhält, das der religiöse Mensch auch auf dem tiefsten Stande seiner Kraft hat. Er schaut es nur an. Er teilt den Menschen in Wille und Vorstellung und erstrebt (wenn man dies noch ein Streben nennen kann) ein interesseloses Betrachten des Vollkommenen, des Schönen usw. Er faßt Gott als den Zuschauer der Welthändel, der Kämpfe und Widersprüche auf, die ihm in seinem seligen aber langweiligen Dasein eine Unterhaltung gewähren. Und der Mensch soll natürlich Gott gleich sein. Auch er soll alle Dinge gehen lassen wie sie wollen und mit intellektueller Teilnahme sich an ihnen und noch mehr an seiner eignen Vollkommenheit erfreuen.

Gehen wir noch einen Schritt weiter, so sehen wir, daß dieser zuschauende und eigentlich überflüssige Gott stirbt, d. h. geleugnet wird. Auch der vollkommene Mensch (in diesem Falle der Weise) kommt sich überflüssig vor und gähnt bei seinem einschläfernden Beruf. Er wünscht sich daher den Tod herbei und läßt Gott Gott, Unsterblichkeit Unsterblichkeit sein. Er will nur schlafen. Das Nichts, der entsetzlichste erstickendste Gedanke für die kraftvolle, erobernde Persönlichkeit, wird ihm zum angenehmsten Gedanken, wird zu seinem Ziel und Gott. Aber wacht er aus dem Halbschlummer noch einmal auf und rafft sich empor, ehe es zu spät ist, so hat er ein Grauen vor der entgötterten Welt. Sie ist ihm jetzt unerträglich. Er flucht oder grämt sich, er sucht, ob er nicht Gott, welcher von den mannigfachen Göttern es nun sei, wiederfinden kann, und er sieht schließlich ein, daß er sich Gott von neuem erschaffen muß. Damit ist der Kreis geschlossen, und ich meine, wir Heutigen stehen grade vor dieser letztgenannten Aufgabe. Wir Gottlosen, wir Überwinder der modernen Seele, müssen die entgötterte Welt wirkend und erobernd wieder vergöttlichen und den ungelösten Widerspruch handelnd, nicht bloß in der Phantasie, aufs neue zu lösen suchen. Das ist der Inhalt unseres Erziehungsprogramms.

Es ist durchaus nicht gesagt, daß wir die Hilfsmittel, mit denen sich die Menschheit emporgearbeitet hat, fallen lassen müssen. Ich glaube freilich nicht, daß die Gedanken: Gott und Unsterblichkeit in der alten Form noch statthaft sind. Was heißt: statthaft? Daß sie noch förderlich sind, noch erhöhend und kultivierend wirken, wie sie ehemals gewirkt haben. Daß sie es getan haben, steht außer Zweifel. Wenn die Menschheit ein Ideal zur Rechenschaft zieht, es als verderblich brandmarkt und seine Vertreter und Jünger als betrogene Betrüger hinstellt, so ist das ein Zeichen, daß das Ideal seinen Zweck erfüllt hat. Es wirkt jetzt in der Tat verderblich und muß einem anderen, vielleicht dem entgegengesetzten, Platz machen. Es schnürt und drückt wie ein zu eng gewordenes Kleid, und der Haß gegen dasselbe ist am erklärlichsten dann, wenn es energisch und ein-

seitig gewesen ist. Jedes Ideal ist aber einseitig und übertreibt, jeder Gott lügt, weil er nicht die ganze Wahrheit, sondern bloß einen Teil derselben sagt und darstellt. Wir sagten schon, die Bildung von Idealen sei eine zeitweilige Versöhnung zwischen der Persönlichkeit und der Natur. Wir können hinzufügen, daß auch die Formen und Systeme, in denen die Menschheit sich selber organisiert, oder in die sie die Natur bannt, solche Versöhnung und Waffenruhe sind. Der Mensch erleichtert sich durch sie seinen Weg. Zu Hemmnissen aber werden sie dann, wenn er sie als ewig und unabänderlich hinstellt. Sobald die Persönlichkeit die Gesetze für ewig hält, in denen sie ihr Verhältnis zur Natur (und, wie wir später sehen, auch zur Gemeinde) regelt und zusammenfaßt, werden sie zur Fessel und Qual. Der Sieg, den sie mit diesen Gesetzen (religiösen, moralischen, rechtlichen, künstlerischen und vor allem pädagogischen) errungen hat, verwandelt sich dann in eine Niederlage. Sie muß sie zerstören und den Wanderstab wieder in die Hand nehmen, muß von neuem ihren Feinden und Eltern, Natur und Gemeinde, gegenübertreten, sie zu neuen Zugeständnissen zwingen und ihnen neue Gesetze auferlegen.

Was wäre die eigentliche Kunst, auf die sich die Menschheit verstehen muß? Das rechte Tempo einzuhalten, zur rechten Zeit Halt zu machen und zur rechten Zeit wieder aufzubrechen. Eine Epoche hat keine höhere Aufgabe und ihre Erzieher haben keine höhere Pflicht, als dies zu lernen und zu lehren. Es gibt keine schwerere Schuld, als wenn die Gelegenheit zu einer großen Vorwärtsbewegung verpaßt wird, und ebenso, wenn in blindem Ungestüm oder aus Schwäche Ideale weggeworfen werden, die eine folgende Generation mit Mühe wieder aufsuchen und zurückholen muß, d. h. um im Bilde zu bleiben, wenn die Zeit vorwärtsstürmt, sich verirrt und wieder umkehren muß oder erschöpft zusammenbricht.

Die Menschheit ist, wie wir sagten, dadurch vorwärts gekommen, daß sie gewisse Kräfte und Triebe in sich vernachlässigte, um andere desto mehr pflegen und verfeinern zu können. So sind namentlich die einfachsten tierischen Regungen verleugnet

worden und die nächsten Bedürfnisse verachtet worden. Sie schienen Hemmungen des Strebens nach Kultur. Man ist soweit gegangen, zu sagen, daß der Leib mit seinen sämtlichen Begierden und Lebensäußerungen etwas Gemeines sei und den Menschen herabziehe. Der Mensch müsse den Leib kreuzigen und bloß Seele sein. Bekanntlich hat diese Anschauung in den einzelnen Entwicklungsepochen der Menschheit sehr verschiedenen Ausdruck gefunden. Bald trat sie mit großer Strenge auf; der Mensch wütete gegen seine Natur mit unbarmherziger Grausamkeit, und je weher er sich selber tat, um so stolzer und höher erhob sich sein Bewußtsein, Gott zu dienen, d. h. vollkommener und persönlicher zu werden. Dann wieder begnügte er sich damit, den Leib durch sanftere Mittel einzuschränken, ihn bescheiden und stumm zu machen, wenn die Seele sprach und an sich arbeitete. Gott, die vollkommene Persönlichkeit, wird bei dieser Auffassung zum reinen Geiste. Er hat gar keinen Leib; denn der Leib würde auch Gott an der Vollkommenheit hindern. Ebenso wird die Unsterblichkeit auf die Seele beschränkt. Im Himmel, auf den Inseln der Seligen usw. sind wir körperlos; die Schranken, die uns der Körper auferlegt, die Sünden, zu denen er uns verleitet, sind geschwunden. Diese Vorstellung folgt oft auf eine natürlichere und derbere. Primitive Völker sind für eine Vergeistigung des Menschen und der Welt noch nicht reif. Ihnen ist der Leib noch zu nahe und zu lieb. Sie nehmen ihn auch mit ins Jenseits hinüber.

Auch nach der entgegengesetzten Seite hin beschränkt und beschneidet sich der Mensch mitunter, um sein Ziel leichter zu erreichen. Er erhebt den Leib zum Ideal, erklärt ihn für allein wirklich und die Befriedignng seiner Bedürfnisse für den alleinigen Weg zur Vervollkommnung. Hierhin gehört nicht bloß der Materialismus, sondern auch die Natursehnsucht Rousseaus, die Anschauungsweise Stirners, Nietzsches und anderer. Auch das ist Übertreibung, so gut wie die spiritualistisch-asketische Richtung. Aber sie ist ebenso berechtigt und kann ebenso gute Dienste leisten. Daß sie wahrer und vernünftiger ist, kann man meiner Meinung nach nicht ohne weiteres sagen. Es ist doch ein völliger

Irrtum, wenn diese Anschauung meint, sie könne den Menschen wieder „natürlich" machen. Ein natürliches Leben ist unmöglich, der Begriff des natürlichen Lebens ist genau so sinnlos wie der des rein geistigen Lebens. Wir sind nun einmal die Ergebnisse einer ungeheuren Kulturarbeit, die im Ringen mit der Natur bestanden hat und uns weit über die sogenannte natürliche Lebensform hinausgeführt hat. Diese Arbeit können wir nicht ungeschehen machen. Wir zeigen ihre Wirkungen in sämtlichen Regungen unserer „Natur"; auch in unseren heftigen Protesten gegen die Kultur oder deren einseitige Auswüchse kommen sie zur Erscheinung. Die Menschheit hatte ganz recht, in ihren einfachen tierischen Trieben lange Zeit Hindernisse ihrer Vervollkommnung zu sehen. Sie hatte recht, sie zu bekämpfen und zu unterdrücken. Es war eine große Leistung, daß ein Mensch sich entschloß, etwa den Geschlechtstrieb unbefriedigt zu lassen, auf Familie und Nachkommenschaft zu verzichten und sich damit der einzigen Art der Unsterblichkeit zu berauben, deren wir sicher sind. Er war wirklich ein Kämpfer für das höchste Gut der Menschheit, wenn er sich schlug und peinigte, wenn er hungerte und durstete, Armut und Einsamkeit suchte. Aber freilich ist es nicht minder nötig, daß auf die Kehrseite dieses ganzen weltüberwindenden, den Leib kasteienden Strebens hingewiesen wird. Der Versuch mußte gemacht werden, die Grundlagen unserer natürlichen Existenz für die Erhöhung des Menschen zu benutzen, statt sie als deren Hemmnisse zu bekämpfen. Welche Befreiung war es, als Luther die tierischen Triebe mit dem menschlichen Ziele aussöhnte! Er brachte gerade den gefährlichsten Trieb wieder zu Ehren, nämlich den Geschlechtstrieb. Auf Luther hauptsächlich ist es zurückzuführen, daß unserer Kultur die Einsicht aufdämmert, dieser Trieb könne mit den höchsten Trieben eine unauflösliche Verbindung eingehen, könne also der Kultivierung des Menschen dienstbar gemacht werden. In der Tat hat er ja von jeher diesem Zwecke gedient, in einem Maße, wie es noch lange nicht genügend erkannt und dargestellt worden ist; aber das geschah auf Umwegen und durch die Entnatürlichung des Triebes.



Die Verleugnung des Leibes mußte wie jede allzu schroffe Bekämpfung der Natur (der eignen Natur des Menschen, sowie der äußeren) zu einem zwiespältigen Leben führen. Wer den Sinnen den Krieg erklärt, besiegt sie immer nur zeitweise. Den Augenblicken, wo die Welt tief unter ihm liegt, wo er ganz Seele, ganz Reinheit, ganz Gott ist, folgen andere, in denen er sich wieder von ihnen unterjocht sieht. Dann haßt und verachtet er sich. So hat er einen unlöslichen Gegensatz in sein Dasein hineingetragen. Er kann nie zur Einheitlichkeit gelangen, kann also nie schön werden. Die Schönheit ist ihm nur so erreichbar, daß er sich aufs äußerste schwächt und den Trieben jegliche Kraft nimmt (so ist es mit den Heiligen, mit allen durch Krankheit Zerstörten usw.). Die höhere Schönheit, daß er die natürlichen Wurzeln seines Daseins bestehen läßt und ihnen so gut ihr Recht gibt wie den Blättern und Blüten, ist ihm unverständlich.

Man hat die ganze asketische Richtung für kulturwidrig erklärt. Ich halte das für falsch. Der Mensch konnte nicht anders über die Tierheit hinausgelangen, als daß er sich gegen sie wandte. Er mußte darauf verzichten, sich als ganzer zu erhöhen und zu vermenschlichen, mußte eine Auswahl unter seinen Trieben treffen, mußte verneinen und verleumden, um bejahen zu können, was ihn seine höchste Sehnsucht bejahen und erobern hieß. Der Wunsch, vollkommener zu werden, war so stark, daß er das energischste Mittel dazu lehrte: sich in zwei Teile zu teilen, in Leib und Seele, in Gut und Böse, in Gott und Teufel. Nietzsche sagt mit Recht, daß der religiöse und moralische Mensch dem Werden die Unschuld genommen hat, indem er Gut und Böse, Schuld und Strafe in den Grund der Dinge hineingelogen hat. Aber das war nötig, das war ein Entschluß, den wir aufs höchste verehren müssen. Auf Grund dieses Entschlusses, einiges im Menschen gut, anderes schlecht zu finden, erzog sich die Menschheit. Bewundern wir doch diese pädagogische Weisheit! — Aber gibt es denn etwas Böses, etwas Verwerfliches in unserer Natur? — Freilich nicht. Wir entschließen uns, etwas in uns zu bekämpfen und kleiden diesen Entschluß in die Worte: es ist

böse und verdammenswert. Zu fragen, ob die moralischen, durch die Religion gestützten Gebote und Verbote an sich berechtigt sind, hat gar keinen Sinn. Ob ich Sünde tue oder nicht, hängt lediglich davon ab, ob ich gewisse Grundsätze für mein Handeln anerkenne. Eine Abweichung von diesen Grundsätzen erhält den Namen Sünde.

Lassen wir den Begriff der Sünde und des Bösen fallen, so geben wir damit ein Hauptmittel der Menschheitserziehung preis. Viele tun dies freilich, am konsequentesten Nietzsche, der uns in das Reich jenseits von Gut und Böse geleitet, wo es keine Erziehung gibt, weil jeder so gut und so vollkommen ist, wie er eben sein kann und ein Kampf überhaupt nicht geführt wird, oder doch nur gegen äußere Feinde. Wenn alle Triebe gut sind und sich geltend machen sollen, wie sie können, wenn wir möglichst alle in Tätigkeit setzen sollen, so ist allerdings die Versöhnung mit der Natur wieder hergestellt, der Kampf des Menschen richtet sich nur nach außen. Aber die Kultur ist damit vernichtet. Der Mensch gibt die Überwindung seiner selbst auf. Er erklärt sich in dem entscheidenden Punkte für besiegt; er verzichtet darauf, sich zu einem gestalteten Reiche, zu einer nach eigenen Gesetzen herrschenden und beherrschten Persönlichkeit zu machen. Auch viele, die sich Christen nennen, nähern sich mehr oder weniger der unchristlichen, ja antichristlichen Anschauung Nietzsches. Comenius z. B. findet, daß der Mensch sittlich und intellektuell durchaus nicht so mangelhaft und erbärmlich sei, wie ihn die Bibel überall hinstellt. Sein Verstand vermag die ganze Welt in sich zu fassen (die Bibel äußert sich anders über die menschliche Klugheit), er ist ein glückliches, zur Freude geschaffenes Kind Gottes. Daß sein Dichten und Trachten böse von Jugend auf ist, daß er sich erniedrigen und seiner Kraft mißtrauen soll, übergeht Comenius. Er meint, der Sündenfall und die uns anhaftende Erbsünde sei ja eine unbestreitbare Tatsache, aber Christus habe durch seinen Opfertod alles wieder ins Gleiche gebracht.

Wir verkennen durchaus nicht, daß das Vertrauen in die Welt (in Gott) und in den Menschen Kraft und Schönheit gibt.

Mißtrauen lähmt und macht häßlich. Wer würde sich nicht mit Freuden der Persönlichkeit eines Comenius oder A. H. Francke hingeben! Sie gehen mutig und getrost durch alle Widersprüche und Widerstände des Lebens hindurch. Sie halten alles, was sie quält oder hemmt, für Schickungen Gottes, der alles zum Besten wenden wird. Gegen seinen Willen (anders ausgedrückt: gegen die in ihnen lebende Gewißheit der allgemeinen Harmonie) ist alles machtlos. Der alte böse Feind stiftet wohl einige Verwirrung und macht uns zu schaffen, aber solange wir Vertrauen in Gott behalten, ist der Sieg stets unser. Die Frage ist nur, wie weit sich der Gläubige einschränken muß, um sein Vertrauen nicht einzubüßen. Wenn er sich fast alle Handlungen und Neigungen verbieten muß, damit er an Gott nicht irre wird, ebenso fast alle Gedanken nnd Erkenntnisse von sich abweisen muß, so ist sein Vertrauen ein sehr böser Tyrann in seiner Seele. Die Welt und sich als ihren Teil zu lieben, ist schön, aber wenn er vermeidet, sich und die Welt wirklich kennen und verstehen zu lernen, in die Welt und in seine eigne Natur handelnd einzugreifen, so hat die Liebe wenig Wert. Je weniger er preisgibt, desto wertvoller ist seine Liebe, desto mehr gleicht sie einem Siege, der ohne schwere Verluste erfochten worden ist. Nicht, daß er überhaupt preisgibt, darf ihm zum Vorwurf gemacht werden. Er muß es, er muß eine Auswahl unter seinen Trieben und Kräften treffen, um sich den Sieg, d. h. die Freudigkeit und die Schönheit zu sichern. Halten wir den Menschen auch weiterhin für eine Verbindung von Gut und Böse, Gott und Teufel! Bleiben wir bei der alten prachtvollen Erfindung von der Erbsünde, von dem alten Adam, der aus uns heraus muß. Das Leben ist auf diese Art freilich schwerer und ernster, als wenn man alles gut findet und den Zweck des Menschen im Genuß seiner selbst sieht, mag das nun auf Grund einer vergnügten Gottseligkeit geschehen, die den Teufel verjagt hat, oder auf Grund einer epikurischen Gottlosigkeit in der Art Stirners. Wir verschmähen es, hoffe ich, das Los der strebenden Menschheit durch Preisgabe ihrer besten Tugend zu erleichtern. Wir verschmähen eine matte schwache Schönheit. Die Menschheit ist ihren Weg der Persönlich-

keitsbildung gegangen, ohne nach ihrem Behagen zu fragen, ja auch ohne nach der Möglichkeit des Gelingens ihrer Aufgabe zu fragen. Tausende von Opfern bezeichnen ihre Straße, tausende von Kreuzen haben ihren Träger gefunden.

Es mag ja sein, daß einst eine Zeit kommt, die das Recht hat, sich jenseits von Gut und Böse zu stellen, die sagen darf: alles ist erlaubt, alles ist mein. Sie darf es nur dann, wenn nur das Rechte, d. h. der Persönlichkeit in ihrer Aussöhnung mit Natur und Gemeinde Förderliche getan wird. Ist die Menschheit zu einer neuen Gesundheit und Instinktsicherheit gelangt, liegt ihr Weg so hell und klar vor ihr, daß sie gar nicht anders kann als ihm zu folgen, ohne abzuirren, so gibt es keine Sünde mehr. Wir sind aber heute ganz und gar nicht in diesem glücklichen Falle. Wir sind krank und haben eine harte strenge Kur nötig. Rousseau wollte Arzt sein. Was war aber sein Rat? Uns gehen zu lassen, die Natur walten zu lassen. Mag sein, daß das zur Gesundheit führt. Aber es ist die Gesundheit des Tieres, nicht die des Menschen. Verzicht auf kräftige Heilmittel, auf energische Eingriffe, auf strenge Diät, also Verzicht auf Erziehung ist gleichbedeutend mit dem Verzicht auf Kultur.

Eine gewisse Verwandschaft mit dem „Weg zur Natur" wird der Weg zur Erziehung trotzdem haben. Der Mensch kommt bei seinem Kulturstreben zu weit von der Natur ab. Er setzt sich in einen so scharfen Gegensatz zu ihr, daß er sich der Lebensfähigkeit und Fortpflanzungsfähigkeit beraubt. Diesen Gegensatz gilt es zu mildern und eine Aussöhnung zu schaffen. Der Mensch soll eine höhere Natürlichkeit erlangen, soll seine der Natur abgetrotzten Kultureigenschaften zur Natur machen, indem er sie sich wirklich einverleibt. Wenn aber Rousseau sagt, daß der Mensch von Natur gut sei und nur durch die Kultur böse und krank würde, so beschränkt sich die Erziehungsaufgabe natürlich darauf, die schädlichen Einflüsse der Kultur, die von außen andringen, abzuwehren und unschädlich zu machen. Im Innern des Menschen gibt es nichts zu erziehen. Seine Triebe zu beschränken, zu unterdrücken oder auch nur zu bilden ist ebenso töricht wie überflüssig. Der Erzieher, auch wenn er sich

selber erzieht, begeht eine unerhörte Vergewaltigung. Er macht den Menschen zum Knecht. — Ganz richtig! Zum Knecht und zugleich zum Herrn. Das eine gehört mit dem andern zusammen, und beides muß, wie schon Platon so vortrefflich ausgeführt hat, in dem wahren Menschen enthalten sein.

Wir können die Pädagogen (in Übereinstimmung mit den grundsätzlichen Lebensanschauungen) in zwei Gruppen teilen. Die einen halten den Menschen für gut und wollen ihn deshalb nicht erziehen. Manche drücken dies ganz kraß aus, manche etwas vorsichtiger und manche beschränken die Aufgabe des Erziehers auf das Unterstützen und Entfalten aller in dem Zögling vorhandenen Kräfte und Triebe. Das letztere findet man bei den meisten neueren Pädagogen. So sagt z. B. Jean Paul (in seinem Werke über Erziehung): der Erzieher dürfe keine Kraft verringern und bekämpfen, sondern müsse, wenn sich eine zu stark geltend mache, die entgegengesetzte unterstützen, um das Gleichgewicht herzustellen. Er soll also immer positiv sein.

Die zweite Gruppe erklärt den Menschen für schlecht und also der Erziehung bedürftig, damit er gut werde. Der Erzieher soll nicht bloß entfalten und begießen, sondern auch eindämmen und verdorren lassen. Er soll einige Triebe zugunsten anderer beschneiden und dem Menschen eine geordnete Verfassung und Gestalt geben, die er von Hause aus nicht hat. So Platon, dem ich mich durchaus anschließe, ohne jedoch die Übertreibung und die mythische Ausdrucksweise (Sünde, Buße, Anziehen eines neuen Menschen usw.) mitzumachen. Gewiß muß das Entfalten immer im Mittelpunkt stehen. Wenn die Erziehung sich auf die negative Aufgabe des Unterdrückens beschränkt, taugt sie nichts. Aber daß sie als Ergänzung der positiven auch negative Pflichten hat, scheint mir zweifellos. Alle Kräfte des Menschen entfalten und entwickeln zu wollen, ist ein sehr schön klingendes Ziel. Wie aber, wenn diese Kräfte einander entgegenarbeiten? Wenn sich unlösliche Konflikte zwischen ihnen ergeben? Dann heißt doch Entwicklung aller Kräfte: den Menschen zerstören und zu einem Spielball widerstreitender Leidenschaften machen.

Wer unter uns modernen Menschen hätte aber solche chaotisch gegen einander arbeitenden Kräfte nicht? Wer würde mit harmonischen Naturanlagen geboren, die sich (was das Wichtigste ist) auch in unsere chaotische Kultur harmonisch einfügen? Wenn es solche Menschen gibt, so haben wir allen Grund, sie zu lieben und zu verehren, aber wenn sie uns nach ihrem glücklichen Ausnahmezustand beurteilen und unsere Erziehung in ihre sanften weichen Hände nehmen wollen, so müssen wir dagegen Protest erheben. Allenthalben sehen wir, wie die moderne Seele ihre Kräfte ziellos und planlos aufzehrt, wie sie hin- und hergerissen wird und nicht zur Einheit gelangen kann. Sie vermag keine einzige wirkliche Tat zu vollbringen, weil jedesmal tausend Stimmen in ihr Nein sagen, wenn andere tausend in ihr Ja sagen. Will sie über diesen Zustand hinauskommen, der allerdings sowohl dem Romantiker wie dem Anarchisten höchst willkommen ist, so muß sie sich entschließen, mit Härte gegen sich selber vorzugehen, ihre Triebe, wie zu alten Zeiten, in gute und schlechte einzuteilen und die guten zu entwickeln, die schlechten zu unterdrücken. Die Gesichtspunkte, nach denen wir heute diese Einteilung vornehmen, ist natürlich eine wesentlich andere, als etwa die des Christentums. Die Menschheit hat die verschiedensten Kräfte gut genannt und sich die verschiedensten Gesetze auferlegt. Die allgemeinsten Grundzüge bleiben freilich. Aber da sich jede Kultur nach einer besonderen Richtung hin entwickelt, kehrt sie ihre besonderen Jas und Neins, Gebote und Verbote, Regeln und Bestimmungen hervor und macht von den stets gleichbleibenden Grundlagen nicht viel Aufhebens. Darum ist es natürlich, daß auch wir heute den Gegensatz gegen frühere Wertungen betonen und sogar zu einer Umwertung aller Werte Veranlassung finden.

Der praktische Lehrer bedient sich ganz von selber beider Erziehungsmittel, der aktiven (entfaltenden) und der passiven (unterdrückenden). Hat der Schüler starke widersprechende Kräfte, die einander zu zerreiben drohen, so sucht der Lehrer einschränkend und mäßigend zu wirken. Hat der Schüler dagegen eine schwache, zur Selbstbeschränkung geneigte Natur, so regt

der Lehrer an, steigert und entfaltet. Die Mittel, die er dabei anwendet, werden wir näher betrachten, nachdem wir die Persönlichkeit und ihre Erziehung von der anderen Seite aus kennen gelernt haben, nämlich ihr Verhältnis zur menschlichen Gemeinschaft. Wir werden auch da zu dem Ergebnis gelangen, daß eine kräftige, auf Gestaltung und Ordnung der Seele gerichtete Erziehung sich nicht mit ein bischen Nachhelfen oder gar mit bloßem Zusehen begnügen kann.

Der Kampf gegen die Gemeinde.

Sowie gegen die Natur, stemmt sich das Ich gegen die Gemeinde. Es tritt bewußt und konsequent aus dem Verbande, dem es angehört, heraus und stellt sich als selbständige Macht ihm gegenüber. Der Verband ist etwas natürlich Gegebenes. Der Mensch ist ein Herdentier und gilt der Natur nur als Gattungswesen. Die Natur wendet sich aufs schärfste gegen jeden, der dies übersieht und ein eignes Leben leben will. Der Zusammenschluß vieler Einzelwesen zu einem Verbande hat ja gerade den Zweck, sie widerstandsfähig zu machen und ihre Erhaltung zu verbürgen. Darum liegt es im Wesen jedes Verbandes, daß er seine Einheitlichkeit bewahren will. Die Mitglieder sollen mit dem Ganzen und für das Ganze leben, sollen der Idee des Verbandes dienen. Sie werden zu Teilen des Ganzen gemacht, erhalten eine einzelne Aufgabe und wecken in den Nachkommen ebenfalls den Sinn für den Verband als Ganzes und für ihre Stellung innerhalb desselben. Die Persönlichkeit dagegen möchte allseitig sein, möchte eine eigne Einheit bilden und kümmert sich überhaupt nicht viel um die Nachkommen, da sie ihren Wert in sich selber hat und ihren Zweck mit ihrem eignen Leben erfüllt.

Wie verständigt sich die Persönlichkeit mit der Gemeinde? Wie bewahrt sie trotz ihrer Entnatürlichung ihre Natürlichkeit und Lebensfähigkeit? Sie wird der Führer der Gemeinde. Sie dehnt sich über die Schranken ihres Einzellebens und Vermögens aus, und macht ihr Einzelleben für die ganze Gemeinde maßgebend. Das geschieht auf verschiedene Weise und in verschiedenem Grade. Sie ist entweder direkt Herrscher und Gesetzgeber, zwingt also durch unmittelbare Einwirkung die Gemeinde

nach ihrem Willen. Oder sie ist Prophet und Religionsstifter, empfiehlt also bloß ihr Leben, Können und Wissen als das heilbringende und erhöhende. Sie überredet zu gewissen Handlungen und Gesinnungen. Manchmal ist es nicht ihre eigne Person und deren Ergebnisse, die sie in dieser Weise als Ideal aufstellt. Sie weist auf andere hin und macht sich zu deren Gehilfen. Das geschieht entweder, indem sie als Lehrer auftritt, oder indem sie künstlerisch (schauspielerisch) das Ideal darstellt. Sie selber ist nur mittelbar dabei beteiligt.

Die Gefahr, die das Ich für die Gemeinde bildet, ist auf diese Weise beschworen. Alle Formen der Führerschaft oder Erzieherschaft stellen eine Versöhnung zwischen Person und Gemeinde dar, ebenso wie die frühergenannten Gedanken und Lebensformen eine Versöhnung zwischen Person und Natur. Aber ebenso wie dort darf die Versöhnung auch hier nicht dauernd sein, sondern nur ein zeitweiliger Waffenstillstand. Denn ebenso wie dort ist der Sieg, den die Persönlichkeit erfochten hat, wenn sie Führer wird, zugleich eine Niederlage. Sobald nämlich aus der Persönlichkeit eine allgemeine Regel, ein Gesetz für die ganze Gemeinde (wohl gar für die ganze Menschheit) gemacht wird, ist sie ihres Wertes als Persönlichkeit entkleidet. Sie ist unpersönlich geworden. Die Gemeinde hat dem Einzelnen seinen ihm allein angehörigen Lebensgehalt geraubt und benutzt ihn viele Generationen hindurch. Er ist also ein Werkzeug der Gemeinde, obwohl sie ihn ihren Herrn nennt. Will sich dieser Herr seine Freiheit wahren, will er seinen Gesetzen entgegenhandeln und in jedem Augenblick die Gesetze neu bilden, so tritt sofort wieder der Kampfzustand zwischen Person und Gemeinde ein. Die Gemeinde murrt und sucht sich eines solchen Führers zu entledigen. Sie nennt ihn Tyrann. Auch wenn nach dem Tode des Führers der nächste die Gesetze des Vorgängers nicht wahrt, wenn er wieder eine wirkliche Persönlichkeit, nicht der Vollstrecker fremder unpersönlicher Regeln sein will, ist der Gemeinde mit ihm nicht gedient. Die Persönlichkeit als solche ist der Gemeinde durchaus nicht wertvoll. Auch wenn dieselbe einigend und ordnend auf die Gesamtheit wirkt, diese Wirkung

aber mit dem Leben der Persönlichkeit aufhört, hat die Gemeinde nicht das, was sie wünscht. Sie verlangt, daß die Persönlichkeit überlieferbare Regeln schafft, sich völlig objektiviert und aufhebt. Die Gemeinde will nicht nach wenigen Jahrzehnten wieder vor einer Neugestaltung stehen. Dauer und Stetigkeit innerhalb der einmal gewonnenen Formen und Anschauungen ist ihr Wunsch.

Die Menschheit hat ihre größten Schritte mit Hilfe solcher unpersönlich gemachter Personen getan. Die Zahl derselben ist, soweit wir sehen, im Laufe der Kultur beständig gewachsen, infolgedessen ihre Macht und Wirkung gesunken. Sobald mehrere Personen in Widerstreit treten, wird es der Gemeinde schwerer, sie für sich zu benutzen, ebenfalls wenn mehrere schnell aufeinander folgen. Die Gemeinde sucht nach Kräften, die Anzahl zu beschränken und das Verbot, eine Persönlichkeit zu sein, so streng wie möglich zu fassen und durchzusetzen. Aber dadurch befördert sie das Entstehen einer neuen Form der Persönlichkeit, die ihr viel gefährlicher wird als die beiden oben genannten. Das ist die, welche keine Wirkung auf die Gesamtheit ausüben will, sich nur freimachen und ihrem eignen Belieben leben will. Sie widerstrebt der Verallgemeinerung und Objektivierung und will reines Subjekt sein. So bescheiden dies Verlangen lautet, so beflissen sie oft ist, sich mit innerer Freiheit zu begnügen und äußerlich ihre Pflicht als Gemeindeglied zu erfüllen, so schroff ist doch ihr Gegensatz gegen die Prinzipien jeder Gemeinschaftsbildung. Sie lockert die Gemeinde und löst sie auf. Die Persönlichkeit, die sich zum Führer macht, tut das nicht. Sie gibt der Gemeinde höchstens eine veränderte Gestalt, erschüttert sie, zerteilt sie auch vielleicht in mehrere Gruppen, aber sie hebt die Gemeinde nicht grundsätzlich auf. Vielmehr bewirkt sie, wenn sie große Überredungskraft hat, oft einen viel festeren Zusammenschluß und eine Ausbreitung der Gemeinde.

Notwendig ist die reine, nur Unabhängigkeit suchende Persönlichkeit schwach. Sie ist eine Abirrung des Persönlichkeitsstrebens, eine Entartung, so gut wie die auf Widernatürlichkeit beruhenden Übertreibungen, die wir oben kennzeichneten. Leben heißt erobern und vergewaltigen, andererseits gehorchen und sich

durch die Außenwelt gestalten lassen. Wer beides ablehnt, verzichtet auf das Leben. Jeder muß Verhältnisse mit der Gemeinde eingehen und tut es, ohne es zu wissen. Darum erreicht die reine Persönlichkeit ihr Ideal niemals. Man muß sich wundern, daß sie sich überhaupt erhält. Durch Fortpflanzung geschieht es nicht. Durch Überredung und Werbung von Gleichgesinnten ebenfalls nicht; denn sie wirbt ja absichtlich nicht. Ihr entgegen aber wirkt beständig der machtvolle Drang zur Gemeinschaftsbildung, der Instinkt, daß nur der Zusammenhang mit einem Ganzen Stärke und Gedeihen gibt. In jedem Menschen lebt er, wenn auch noch so verborgen. Jeder hat auch das Bedürfnis, sich beeinflussen zu lassen und Ziel und Bestimmung seines Wesens von außen zu erhalten. Die meisten Menschen zeigen das auf die offenste Weise. Sie vertrauen anderen Menschen weit mehr als sich selber, namentlich denen, die sich als Autorität, d. h. als Beauftragte der Gemeinde beweisen. Sie wollen und begehren Abhängigkeit, nicht Unabhängigkeit. Und dies selbe menschliche Geschlecht erzeugt aus sich die unabhängige Persönlichkeit, die sich jedem Einfluß, ja jeder Gemeinschaft mit anderen zu entziehen sucht! Alle Anstrengungen, die die Gemeinde macht, diese Einzelnen aufzusaugen, vermögen sie nicht zu vertilgen. Mit welcher Feinheit die Organisationen ausgestattet sein mögen, mit welcher Wucht und Sicherheit sie auf Eroberung der Einzelnen ausgehen mögen (Beispiel: der Jesuitenorden), sie bleiben machtlos gegen die zarte kranke und doch zukunftsschwangere Persönlichkeit.

Wir haben heute die unabhängige Persönlichkeit in einer großen Zahl verschiedener Typen vor Augen. Manche gehen so weit, die Verallgemeinerung von Lebens- und Weltanschauungen ausdrücklich zu verwerfen und als einen Verrat an der Persönlichkeit zu brandmarken. Haben sie eine Meinung, so mißgönnen sie anderen, diese Meinung zu teilen. Denn bei dem anderen sei diese Meinung ja unpersönlich. Er spräche sie nur nach. Wie jeder Mensch seine eigne Nase habe, habe er auch das Recht und die Pflicht zu einer eignen Meinung. Nietzsche z. B., auch Oscar Wilde haben sich in diesem Sinne

geäußert. Wilde sagte: wenn mir jemand zustimmt, werde ich gegen mich mißtrauisch. Nietzsche sagte: zu meiner Meinung hat nicht leicht ein anderer das Recht. Wir werden derartigen Umkehrungen des menschlichen Gemeinschaftssinnes widersprechen, müssen aber anerkennen, daß sie die folgerichtigen Äußerungen eines reinen Persönlichkeitsbegriffes sind. Gewinnt eine solche Auffassung (ihr richtiger Name ist: Anarchismus) die Oberhand, so zersetzt er die Gemeinde. Er zersetzt und zerstört aber auch die Persönlichkeit, so wunderlich das scheint. Es wird durch die Erfahrung klar genug bewiesen (vgl. auch Platons herrliche Vergleiche zwischen dem Staate und der menschlichen Seele, im achten Buch des „Staats"). Wenn der Mensch nie auf etwas außer ihm Liegendes zurückgeht, das ihm Richtung und Halt gibt, so löst er sich in einzelne unverbundene Triebäußerungen auf. Er trifft seine Entscheidungen auf Grund dieser Triebäußerungen, nicht auf Grund einer Regel, eines, wie immer beschaffenen, Grundsatzes. Denn er vermeidet ja die Verwertung irgend welcher früheren (eignen oder fremden) Erfahrungen. Die Erfahrungen würden ihn bevormunden. Wer nicht dem jeweiligen Trieb folgt, sondern etwas anderem (z. B. der Gewohnheit oder der Vernunft), ist ein Barbar und ein Knecht. Er steht noch auf dem Standpunkt des Herdentiers. Denn ein stetiges folgerichtiges Handeln setzt die Beherrschung und Regelung der Triebe voraus, setzt voraus, daß einer augenblicklichen Triebäußerung oft nicht gefolgt wird, sondern daß sie schnöde unterdrückt wird. Das darf aber nicht sein. Das verstößt gegen die heiligen Rechte der Persönlichkeit. Es darf keinen Herrn geben; wir wollen ohne Herrscher, oder mit dem griechischen Wort: an-archisch, leben.

Daß die Freiheit der Persönlichkeit im Staate jedem von uns in Fleisch und Blut übergegangen ist, läßt sich leicht zeigen. Es empört sich etwas in uns, wenn ein Mensch nur als Sache und Ware behandelt wird. Jeder soll seinen eigentlichen Wert als Persönlichkeit haben, nicht als unpersönliche Kraft. Er soll Selbstzweck sein, nicht Mittel und Durchgangspunkt. Im Altertum war es bekanntlich ganz anders. Es gab nur wenige Persönlichkeiten,

die von einer Menge unpersönlicher Geschöpfe umgeben waren. Dem Sklaven wird das Menschenrecht nicht zuerkannt. Er ist ein Besitz, wie das Vieh; sein Wert liegt in seiner Brauchbarkeit. Eine Person ist er nicht, einen Selbstwert besitzt er nicht. Wir können verfolgen, wie diese Anschauung allmählich verdrängt wurde, bis dann durch das Christentum und später durch die wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse die heutige Wertungsweise jedes Menschen als Person durchdrang. D. h. durchgedrungen ist sie eigentlich noch nicht. Wenn man es richtig überlegt, stehen wir erst im Anfang der Entwicklung, deren Ende unabsehbar und für uns unvorstellbar ist.

Die drei Stände, die sich in unserem Volke einigermaßen deutlich von einander abheben, machen in gleicher Weise Anspruch auf Selbstbestimmung und Selbstwert. Keiner von ihnen wird durch das Gefühl aller als der natürlich herrschende anerkannt. Wir haben nur noch die Reste eines Herrenstandes. Der Unterschied zwischen den Angehörigen der verschiedenen Stände war einst so groß und fiel jedem so ins Auge, daß sich die Rangordnung von selber verstand. Heute sind die Unterschiede gering, und der Schluß ist berechtigt, den der Arbeiterstand und z. T. der Bürgerstand zieht. Der Schluß lautet: da du nicht mehr wert bist, darfst du nicht mehr gelten als ich. Hieraus entspringt die Lehre von der Gleichwertigkeit und Gleichberechtigung aller.

Es ist eine bekannte Erfahrung, daß Geschöpfe, (Menschen so gut wie Tiere), die ihren Führer verlieren, aus sich selber diesen Verlust zu ersetzen suchen, also die Fähigkeiten des Führers in sich ausbilden, so gut es gehen will. In die Stelle einer versagenden Kraft rückt eine andere Kraft ein. Den Dienst eines untauglich gewordenen Gliedes suchen die anderen Glieder mit zu versehen. Wo große Männer fehlen, recken sich die Mittelgroßen in die Höhe, sowie im Walde das Unterholz emporwächst, wenn die großen Bäume geschlagen werden. Ebenso sucht die Masse des Volkes sich selber zu leiten, wenn die zur Führung Berufenen ihren Beruf nicht mehr ausfüllen können, was für Gründe dazu auch vorliegen mögen. Eine Zeit, in der sich die Herrschaftsverhältnisse verschieben, bringt daher not-

wendig die Theorie hervor, daß jeder selber die leitenden Fähigkeiten besitzen oder entwickeln müsse. Es gibt keine Führer mehr, führen wir also uns selber! Wer Anspruch macht, andere zu führen, wird Tyrann oder Ausbeuter oder dgl. gescholten; wer sich der Führung anderer überläßt, heißt Sklave. Da jeder gleichen Anspruch auf die Herrschaft hat, darf sie niemand mehr ausüben. Also: keiner soll herrschen! Schlagt jeden Herrscher tot!

Streben die auf diese Weise gleichberechtigten und gleichwertigen Menschheitsatome danach, sich zu einer neuen, möglichst engen und leistungsfähigen Gemeinschaft zusammenzufinden, so entsteht die Theorie des Sozialismus. Will jeder seinen eignen Weg gehen und sich durchschlagen wie er kann, so haben wir den Anarchismus. Beide Anschauungen können mehr oder weniger schroff auftreten. So ist es z. B. ein Unterschied, ob die freien Personen nur für gleichwertig, nicht für gleichartig erklärt werden, oder ob auch die qualitativen Verschiedenheiten so gering erscheinen, daß sie geleugnet werden können. Im ersten Falle wird auf die Fortentwicklung der Persönlichkeit Gewicht gelegt. Der Erzieher kann sich die Aufgabe stellen, die Unterschiede zwischen den Begabungen, Kräften, Sinnesrichtungen zu verstärken. Er kann eine bereichernde Wechselwirkung, einen erfrischenden und erhöhenden Wettkampf zwischen den freien Personen befürworten. Aber freilich wird sich dadurch sehr schnell die Unhaltbarkeit des Grundsatzes von der Herrscherlosigkeit ergeben. Wer die Ungleichartigkeit der Menschen zugibt, sieht sich alsbald genötigt, auch von der Gleichwertigkeit abzusehen. Denn zwei Menschen für gleichwertig erklären, heißt sie für vergleichbar halten. Persönlichkeiten von eignem Gehalt sind aber nicht vergleichbar. Ihr Wert, ihre Kraft ist einmalig, ist unausdrückbar. Man kann ihnen gar nicht die gleichen Rechte geben, auch wenn man es wollte, gesetzt, daß man unter Rechten nicht äußerliche Gerechtsamen versteht. Man muß ihnen auch jede Erweiterung ihrer Macht über ihr Ich hinaus zugestehen und die Bildung von Herrschaftsverhältnissen gestatten. Diese Herrschaftsverhältnisse beruhen aber nicht bloß auf der unmittelbaren Gewalt, bilden sich also nicht bloß gegen den Willen der Beherrschten

(was der Anarchismus allenfalls zugibt), sondern in den wichtigsten und zahlreichsten Fällen im Einverständnis mit den Beherrschten, ohne daß diese auch nur ein Stückchen ihres Persönlichkeitswertes einbüßen. So mündet die heutige Freiheit und Gleichheit ganz von selber in eine neue Aristokratie ein, die freilich ein anderes Aussehen haben wird als die der bisherigen Kulturen.

Unsere Aufgabe wäre jetzt, diese letzten Sätze ausführlicher zu begründen, da die Gestaltung der Erziehung sehr wesentlich von ihnen abhängt. Man wird mir aber gestatten, auch hier so kurz als möglich zu sein und nur die Umrisse anzudeuten. Ich sehe wohl, welche Übelstände eine so kategorische Behandlung der größten und schwierigsten Fragen unserer Kultur hat, sehe aber keine Möglichkeit, sie im Rahmen eines pädagogischen Versuchs genauer und mit allen Wenns und Abers darzustellen. Andererseits ist unseren Erziehungsproblemen nicht anders beizukommen, als wenn wir eine allgemeine Grundlage für sie zu gewinnen suchen. Dies bitte ich bei allen Auseinandersetzungen meines Büchleins freundlichst zu berücksichtigen.

Ein Anzeichen des Ausgleichs der Stände ist das Bestreben, allen Bürgern eine möglichst gleichartige Bildung zu geben. Keiner soll vor dem anderen etwas voraushaben. Keiner soll mehr lernen als der andere. Also — schließt man, keiner soll etwas lernen, das nicht allen zugänglich ist. Eine höhere als die allen erreichbare Bildung scheint unnötig und sogar gefährlich. So denken nicht bloß die unteren Volksschichten und ihre Führer (auch die Volksschule), sondern auch der Staat. Menschen und Leistungen, die über das Mittelmaß hinaus reichen, werden nicht unterstützt. Das Genie bricht sich selber Bahn! Talente werden geboren, nicht erzogen! — Man will keine Führer, die ja doch immer eine Ausnahmestellung beanspruchen. Man überläßt alle höheren Menschen, die der Hilfe am meisten bedürfen und deren Vernachlässigung sich am bittersten an der ganzen Kultur rächt, sich selber.

Die unter dem Mittelmaß Stehenden aber werden möglichst auf die Höhe der Übrigen gebracht. Vor allem wird jeder, soweit es irgend möglich ist, dahin gebracht, daß er selbständig

denken und für sich selber die Verantwortung übernehmen kann. Jeder soll zu einem aktiven Mitglied der Volksgemeinschaft gemacht werden. Alles, was die Bürger des Staates trennen könnte, wird vermieden. Jeder soll für alle handeln, und wenn er etwas Wertvolles zu geben hat (d. h. in irgend einem Sinne die Führung zu übernehmen fähig ist), soll er es allen geben. Beschränkt er seinen Wirkungskreis auf einen Stand oder eine Gruppe, so empfindet man ihn als einen Feind des großen Gemeinsamkeitsstrebens, das die heutige Welt erfüllt. Mit Recht, wie ich meine: Alle heutigen Richtungen, die der Entfremdung der Volksgenossen dienen wollen, sind zu verurteilen. Die exklusiven Künstler so gut wie die Gelehrten setzen sich in Widerspruch zu der notwendigen Entwicklung unserer Kultur. Zwar kann der Einzelne Gründe haben, sich abzuschließen. Er leistet vielleicht mehr, wenn er in seiner stillen Bucht bleibt, als wenn er sich aufs hohe Meer wagt. Aber er darf das nicht zum Prinzip erheben. Es ist Schwäche, mag er sich noch so kultiviert und aristokratisch dabei vorkommen. Die wahre Aristokratie zeigt sich heute ganz anders. Sie erkennt die gemeinsame Teilnahme sämtlicher Volksgenossen an der Kultur rückhaltlos an und wirkt für sie, nicht gegen sie. Der Gelehrte, der die Ergebnisse der Wissenschaft profanen Augen verbirgt, der Künstler, der die Kinder seiner Muse wenigen Auserwählten weiht, die Regierung, die das Volk dumm erhalten will, um es treu und fromm zu erhalten, dient nicht der Kultur.

Die Schule dient dem Zwecke, dem sie dienen will, noch lange nicht genug. Zwar steht die staatliche Schule und Hochschule jedem offen und behandelt alle ihre Schüler gleich. Aber die hemmendste und unwürdigste Schranke, die zwischen den Volksgenossen aufgerichtet ist, hat sie noch nicht überwunden. Das ist das Geld. Sie bleibt ein Vorrecht der Begüterten und schließt den Armen rücksichtslos von der Kultur aus (wir könnten uns andere Länder hierin zum Vorbild nehmen). Der Arbeiterstand kann deshalb an der Wissenschaft, Kunst und Staatsverwaltung fast gar nicht teilnehmen. Man möchte wünschen, daß er sich auch hier der Selbsthilfe bediente. Wendet er die erfolg-

reichsten Mittel an, seine wirtschaftliche Lage besser zu gestalten, bringt er für seine politischen Ideale sehr erhebliche Opfer, so sollte er auch die Mittel ergreifen, die ihn in den Besitz der vom Staate verwalteten Bildung brächten. Z. B. könnte ein Teil der Sammlungen, die für Streikzwecke aufgebracht werden, dem Studium begabter Arbeitersöhne zu Gute kommen. Das brächte nicht bloß der Kultur, sondern auch der Sache der Arbeiter bedeutende Vorteile. Es ist nur allzu deutlich, daß es den Arbeitern an unterrichteten und überschauenden Führern fehlt. Die jetzigen Führer haben von dem Ziele, das halb unbewußt in dem Arbeiterstande lebt, in der Regel keine Ahnung. Sie denken immer noch, der Sozialismus sei das Ziel. Aber die sozialistische Theorie ist nur ein vorläufiges Mittel, kein Zweck. — Eigentlich wäre es ja die Aufgabe der Hochschullehrer, eine Bewegung in die Hand zu nehmen, durch die dem unteren Stande die Bildung ebenso zugänglich gemacht würde wie den oberen. Aber von wenigen leuchtenden Ausnahmen abgesehen ist den Hochschullehrern alles, was jenseits der Wissenschaft liegt, gleichgültig. Wenigstens halten sie es nicht für ihre Sache.

Daß sich durch die Verallgemeinerung der Bildung die Mißverständnisse und Übertreibungen des gleichmachenden Zeitgeistes noch verstärken würden, steht freilich außer Zweifel. Aber das müssen wir mit in den Kauf nehmen. Der Weg zu einer neuen Aristokratie führt nun einmal durch den möglichst vollständigen Ausgleich der Stände und die Schaffung eines einheitlichen Volkes hindurch. Wir müssen uns auch gefallen lassen, daß man heute für alles, was unter dem Mittelmaß ist, besondere Vorliebe hat. Alle Schwachen, Enterbten, Kranken werden bevorzugt. Man empfindet es als eine Ungerechtigkeit der Natur, die wir gut machen müssen, daß es geringwertige Menschen gibt. Man möchte sie den anderen gleichmachen, ihnen wenigstens das Gefühl nehmen, daß sie nicht gleichwertig sind. Niemand darf zurückgesetzt werden! Niemandem darf es schlecht gehen! — Mitleid und Humanität aus Gleichheitsdrang, das ist ein Kennzeichen unserer Zeit, und alle Stände wetteifern miteinander, sich hierbei den ersten Platz zu sichern.

Man meint, alle Herrschaftsverhältnisse aufheben zu können; man verändert sie aber bloß. Der Unterschied ist nur der, daß früher der Dienende von der Kultur ausgeschlossen war, daß die Kultur auf einem kleinen Kreise von Auserwählten beruhte. Sie soll in Zukunft auf der ganzen großen Volksgemeinschaft beruhen. Aus ihr werden sich die von der Natur Bevorzugten ganz von selber herausheben und die Führung übernehmen. Sie werden das Vertrauen und die Verehrung gewinnen, die man den heutigen Führern so oft versagt. Die Pietät wird niemals aussterben; das Bedürfnis, etwas (sei es ein Mensch oder ein Ding oder ein Gedanke) höher zu stellen als sich selber, sich also vor ihm zu beugen, ihm zu dienen und nachzueifern, ist im Menschen unausrottbar. Grade unsere Zeit lechzt ja danach, ihr Verehrungsbedürfnis befriedigen zu können! Sie gesteht das zwar nicht ein, sondern schämt sich ihres Gefühls, so wie sich die Knaben ihrer edlen Regungen schämen. Aber sie möge es nur offen bekennen; denn es gereicht ihr zur Ehre. Sie möge mit klarer Entschiedenheit die Mittel ergreifen, die sie durch den schrecklichen Zustand der Verehrungslosigkeit und Schamlosigkeit hindurchführen! Für den Schlechten gibt es keinen erwünschteren Zustand. Er hat heute gute Tage und darf seine Gemeinheit und Frechheit für stolzen Freiheitssinn ausgeben. Aber die edle Natur kennt kein schöneres Gefühl als die Ehrfurcht. Sie geht zugrunde, wenn sie vor nichts mehr Ehrfurcht haben darf. Es ist ein furchtbares Erlebnis für sie, wenn sie an der Verehrungswürdigkeit des verehrungswürdig Geglaubten irre wird. Wir sehen heute die Folgen solcher Erlebnisse allenthalben und auf allen Gebieten. Überall werden Menschen und Menschengruppen um ihr Recht betrogen, sich an etwas Stärkerem halten zu können und zu etwas Höherem aufblicken zu können. So ergeht es Kindern mit ihren Eltern, Frauen mit ihren Männern, Völkern mit ihren Führern. Die Schlechten jubeln, wenn sie die Entdeckung machen, daß etwas, was über ihnen stehen sollte, unter ihnen steht. Die Besseren wissen nichts Dringenderes, als andere Götter an die Stelle der gestürzten zu setzen. Oder sie schließen die Augen vor der

Unwürdigkeit der alten und suchen sie wieder aufzurichten oder aufrechtzuerhalten. Da es ihnen weniger um den Gegenstand als um sich selber zu tun ist, erscheint ihnen die Verehrung des Unwürdigen besser als die Verehrungslosigkeit, was natürlich große Gefahren hat. Der heutige Mensch, der aus solchen Gründen an der Kirche oder an einem veralteten Bildungs- und Staatsbegriff festhält, wird mit Recht getadelt; aber verständlich und achtbar ist er durchaus. Er steht in gewissem Sinne höher als der, welcher sich mit der Verehrungslosigkeit zufrieden gibt.

Welcher Art soll aber unser Verhältnis zu den Mächten sein, vor denen wir uns beugen? Die Anarchisten geben ja ebenfalls zu, daß wir uns beugen und gehorchen müssen. Sie finden es nur verächtlich und des freien Mannes unwürdig, wenn er sich freiwillig beugt, worauf es doch gerade ankommt. Der Mensch sieht sich in Abhängigkeit von der Natur und der Gemeinde. Er bemerkt, daß beide stärker sind als er. Also ordnet er sich unter und sucht dadurch ein möglichst großes Maß von Behagen und von Macht zu gewinnen. Er verehrt. Aber seine Verehrung ist Furcht und Klugheit. Dazu tritt, namentlich der Natur und den übermenschlichen Wesen, die er in ihr ahnt, gegenüber das Gefühl des Dankes und der Liebe, wenn er ihre Geneigtheit zu spüren meint. Nun aber gibt es, wie wir schon früher sagten, noch ein ganz anderes Gefühl den „höheren Mächten“ gegenüber. Der Mensch sieht in ihnen sein Ideal. Er verbindet mit dem Abhängigkeitsgefühl das Verlangen nach Vollkommenheit und Unabhängigkeit und glaubt an das Dasein vollkommenerer, schönerer, unabhängigerer Wesen als er selber ist. D. h. er beugt sich nicht bloß vor der Kraft, die ihn bezwingt, sondern vor der Kraft, die er selber erreichen möchte. Verehrung in diesem höheren Sinne ist Zielsetzung und ergibt also ein aktives selbständiges Verhältnis zu der verehrten Kraft. Wir glauben heute nicht mehr an Gott und an Götter. Aber damit ist doch nur gesagt, daß wir unseren Trieb nach Vervollkommnung (Kräftigung, Verschönerung oder was sonst dazu gehören mag) nicht mehr aus uns herausstellen, daß wir nicht mehr an das Dasein eines vollkommenen Wesens, also des erreichten

Zieles und befriedigten Triebes glauben. Nicht aber ist damit gesagt, daß wir uns und der Menschheit keine Ziele mehr setzen, die uns höher stehen als das Behagen und die augenblicklichen Neigungen und Begierden. Wir verlegen das Ziel nicht mehr als ein vorhandenes in die Natur, sondern entwickeln es aus uns heraus.

Und doch glauben auch wir noch an Götter! Nur sind sie nicht mehr vollkommen. Wir verehren die Menschen oder Werke oder Ideen, an denen unser Ideal sichtbar ist (wenigstens teilweise), die also höher stehen als wir. Was wir an ihnen verehren, ist nichts von außen Gegebenes, nichts von uns Geschiedenes; es ist unser eigenes Ich. So verstehen und erhalten wir uns die Ehrfurcht, deren Ende Stirner und andere gekommen glauben. Wer die Ehrfurcht abschafft und nur die Furcht und das Abhängigkeitsgefühl bestehen läßt, schafft auch die Zielsetzung ab und gibt alle menschlichen Errungenschaften preis. Die Zielsetzung abschaffen ziemt aber nur dem, der das Lebensspiel verloren hat oder dem, der es bereits gewonnen hat. Wer angelangt ist, hat kein Streben mehr nötig. Vielleicht bilden sich unsere Anarchisten ein, daß sie in diesem Falle seien. Ich vermute, daß das ein Irrtum ist.

Die Lage ist nun heute so, daß allein die Stärkung und Neugewinnung dieser höheren Form der Verehrung, die Ehrfurcht, das zerstörte Gemeinschaftsgefühl und das dadurch ebenfalls zerstörte und zersprengte Individuum wiederherstellen kann. Von der Furcht und dem Abhängigkeitsgefühle ist hier unserer Meinung nach sehr wenig zu erwarten. Die Anarchisten müßten schon durch die Lehren der Geschichte von ihrem Irrtum geheilt werden können. Jede große und fruchtbare Persönlichkeit der Vergangenheit erwuchs aus dem Pietätsverhältnis zu gewissen Idealen und aus dem engen Zusammenhang mit der Gemeinde. Auch Männer wie Michelangelo, Beethoven, Shakespeare, scheinbar so unabhängige losgelöste anarchistische Geister, wurzelten in einem festen Gemeinschaftsgrunde, aus dem sie Nahrung und Stärke sogen, und glaubten so fest an die Götter, wie ein Mensch überhaupt an sie glauben kann. Vergleichen wir doch

nur die Leistungen unserer wirklich unabhängigen und götterlosen Zeitgenossen! An Begabung fehlt es uns gewiß nicht. Aber am Zusammenhang mit einem Ganzen und an einem mit Ehrfurcht angeschauten Ziel. Darum bringen wir nichts hervor als Augenblickseinfälle, Augenblicksstimmungen, Augenblickszielsetzungen. Und doch leben auch unsere Anarchisten noch von dem aufgespeicherten Kapital ihrer Vorfahren. Unbewußt und ungewollt wirken auch in ihnen noch die Ehrfurcht und die zur Objektivierung der Persönlichkeit drängenden Gemeinschaftsgefühle nach. Sonst könnten wir überhaupt nichts schaffen und überhaupt nicht leben.

Und nun gar die Griechen! Sie waren wahrhaftig frei und persönlich, und doch lebten sie in innigstem Verein mit dem Ganzen. Das griechische Individuum, wie wir es namentlich in der griechischen Kunst wirksam sehen, betonte niemals das ihm allein Angehörige, das Trennende und Unterscheidende also, sondern stets das Gemeinsame. Was den Griechen mit der Gesamtheit verband und was er als das Ideal aller aussprechen konnte, war ihm wertvoll. Heute sieht man den Wert eines Menschen in dem, was er allein hat. Das Besondere (das „Originelle") interessiert allein. Auch wenn dies Besondere nur eine Albernheit ist, spendet man Anerkennung. Dadurch treibt man das tollgewordene Individuum natürlich zu immer wunderlicheren Bocksprüngen und bewundert nichts so sehr wie die Frechheit, mit der sich entlaufene Sklaven die neugewonnene Freiheit zunutze machen.

Wir machen keineswegs die Reaktion gegen die Verselbständigung der Persönlichkeit mit. Wir sind durchaus nicht der Meinung, daß man die entlaufenen Sklaven wieder einfangen, prügeln und doppelt streng halten soll. Aber man soll sie lehren, ihre Freiheit richtig zu verwerten. Man soll sie darauf aufmerksam machen, daß der Wert der Person auf ihrer Einheitlichkeit und Ordnung und infolgedessen auf ihrer Verallgemeinerungsfähigkeit beruht. Es tut heute not, die Gemeinde gegen die Individuen zu unterstützen, nicht umgekehrt. Das ist auch nur ein vorläufiges Ziel, kein endgültiges. Es ist der Versuch, zu

einer neuen fruchtbaren Versöhnung zwischen Person und Gemeinde zu gelangen, zu einem neuen Kompromiß, der auf neue Bedingungen hin abgeschlossen wird, aber den Kampf zwischen den beiden Feinden natürlich nicht dauernd beilegt. Das ist unmöglich und würde Erstarrung und Tod bringen. Aber der heutige Zustand ist unhaltbar und muß beseitigt werden. Die Hauptpunkte, auf Grund deren die Verständigung erfolgen soll, sind aber, wie gesagt, einerseits die Ordnung und Objektivierung der zersprengten Persönlichkeit, andererseits die aktive Teilnahme sämtlicher Volksgenossen an der Kultur. Beides setzt voraus, daß sich alle Mitglieder der Kultur zu einer freien Anerkennung der wirklichen inneren Überlegenheit einzelner Mitglieder erheben, daß sie also durch Ehrfurcht, durch ihr eignes Wesen, nicht durch fremde Gewalt zu dieser Anerkennung genötigt werden. Jeder muß imstande sein, seinen Platz innerhalb der neuen Gemeinschaft zu finden und an diesem Platze im Sinne der durch gegenseitige Befruchtung des Ich und des Nichtich geschaffenen Ziele zu wirken. Es ist ein großer Unterschied zwischen dem Gehorsam des Mündigen und des Unmündigen, ebenso zwischen der Herrschaft über Mündige und über Unmündige.

Wie aber lernen und lehren wir dies Gehorchen und Befehlen? Wie machen wir uns und andere fähig, den neuen Vertrag zwischen Person und Gemeinde zu begreifen und einzuhalten? Wie gewinnen wir die Kraft, uns auch zu der oben beschriebenen Auffassung des Verhältnisses zwischen Person und Natur zu erheben, unser Gut und unser Böse zu finden, unsere Natur durch die Unnatur der Kultur zu einer höheren Natürlichkeit hinaufzuführen?

Zwang oder Freiheit.

Die Mittel der Erziehung zerfallen in allgemeine und einzelne. Wir haben es nur mit den allgemeinen zu tun. Ihre Anwendung unterliegt den Regeln, die die besonderen Verhältnisse schaffen. Der vorliegende Versuch begnügt sich mit der Untersuchung der Prinzipien. Haben wir soeben einen Einblick in die Grundlagen unserer gesamten Kultur zu gewinnen versucht, so liegt uns nun ob, die Folgerungen für das Gebiet der Erziehung zu ziehen. Was oben darüber schon gesagt wurde, ist weiter auszuführen und die Frage nach den Hauptmitteln der Erziehung zu beantworten. Wir werden finden, daß die Geschichte uns auch dabei die deutlichsten Fingerzeige gibt und daß die größten Erziehungsmittel der Menschheit, der Zwang und die Kunst, auch die unsrigen sein müssen.

Zunächst müssen wir uns noch einmal mit der Anschauung beschäftigen, daß Erziehung (und nun gar Zwangserziehung!) nicht mehr zeitgemäß sei. Die mündig gewordene Menschheit brauche keine Erziehung mehr. Die Freiheit und Selbständigkeit sei unvereinbar mit jeder wie immer beschaffenen Beeinflussung. Denn des mündigen Menschen höchste Pflicht sei, ehrlich zu handeln, d. h. so wie er selber will und bestimmt.

Ich gebe das Letzte zu: man soll aus der eignen Seele heraus denken und handeln, nicht aus fremden Seelen heraus. Ich sage aber: wir Heutigen sind gar nicht dazu imstande, sondern müssen es mühsam durch Erziehung lernen. Wer seiner Seele folgen will, muß Klarheit und Ordnung in seiner Seele haben, muß unzweideutige Befehle von seinem Willen erhalten. In der modernen Seele widerstreiten aber die Regungen und Willenskundgebungen einander. Darum handelt der moderne Mensch

überhaupt nicht aus der Tiefe seines wahren Wesens heraus. Oberflächliche Triebregungen beherrschen ihn und reißen ihn hierhin und dorthin. Er tut nicht, was er will, weil er gar nicht weiß, was er will, und weil er kein Organ hat, seinen Willen in die Tat umzusetzen. Beides muß er lernen. Wenn man sagt, Maximen, Regeln, Gesetze zu befolgen sei ein Beweis der Unfreiheit, so antworte ich: ja, dann wenn diese Maximen, Regeln und Gesetze nicht ihr selber seid. Man braucht keine Grundsätze, wenn man Grundsätze lebt und darstellt. Aber man braucht sie sehr nötig, wenn man ein Haufe herrenloser Triebe ist, die sich gegenseitig auffressen.

Erziehung war lange Zeit gleichbedeutend mit Zähmung und Knechtung. Der Zögling wird gegebenen, für ewig geltenden Formen unterworfen und in ein System von Denk- und Lebensanschauungen eingezwängt. Sie erscheint als Gehilfin der Gemeinde gegen die Persönlichkeit, der Begriff Gemeinde so weit als möglich gefaßt, also sowohl den Staat und die Familie, wie die Religion, die Sittlichkeit und die künstlerischen Gesetze umfassend. Die Erziehung ist dazu da, die Persönlichkeit zu morden und der Menschheit eine starre gleichmäßige Dauer zu verleihen.

Hiergegen trat am heftigsten Rousseau auf und gab dem Begriff der Erziehung die entgegengesetzte Bedeutung. Erziehung ist nicht Knechtung, sondern ist Befreiung der Persönlichkeit vom Joche der Gemeinde (Kultur). Der Erzieher wirkt den äußeren Einflüssen, den hemmenden und zwingenden Regeln und Gesetzen der Kultur entgegen und weist den Zögling an die Natur, d. h. an sich selber. Damit ist aber die Erziehung beinahe überflüssig gemacht und aufgehoben, was Rousseau auch erkannt hat, indem er etwa sagt, der Erzieher solle nichts mit dem Zögling tun, er solle nur verhindern, „daß etwas geschieht". Die Folgezeit hat sich diese Folgerung angeeignet. Sie vermeidet nach Kräften, daß etwas geschieht, d. h. daß irgend einem Triebe oder Bedürfnis des Menschen zu nahe getreten wird. Wenn sie sich dazu versteht, einige unerwünschte Triebe und Neigungen hungern zu lassen, in der Meinung, daß sie dadurch stürben, so ist es schon viel. Natürlich sterben die vernachlässigten

Triebe nicht, wenigstens nicht dann, wenn es echte kräftige Triebe sind. Sondern sie werden stärker und brechen bei Gelegenheit verheerend hervor.

Man meint wunderlicherweise, daß man durch die Aufhebung der Erziehung nicht bloß der Persönlichkeit, sondern auch der Gemeinde diene. Je mehr man die Individuen entfessele, desto mehr Vorteil habe die Gesamtheit. Das freie Spiel der Kräfte entwickele den einzelnen weit besser, als alles Regieren, Zielsetzen und Erziehen vermöchte, und mit der Entwickelung der Einzelnen gehe ja die Entwicklung der Gesamtheit Hand in Hand. Je fesselloser die Individuen, desto höher stehe die Kultur, die eben auf dem freien Spiel und Kampf individueller Kräfte beruhe. Aber ich sagte soeben schon, daß wir Heutigen gar keine wirklichen und deutlichen Kräfte haben. Die Erziehung schafft sie uns erst. Wir sind keine Individuen, sondern müssen es erst werden. — Das Tier hat klare starke Triebe. Mit ihnen schlägt es sich tapfer durchs Leben und darf ihnen in jedem Falle vertrauen. Denn diese Triebe sind in Übereinstimmung miteinander, sind also die wirklichen Organe des Willens des Tieres und wirken für, nicht gegen das Wohl des einzelnen Geschöpfes sowie der Herde und Gattung. Solche Triebe haben wir nicht mehr. Die Kultur hat durch jahrtausende lange Arbeit diese Triebe umgeformt, veredelt, bereichert, bekämpft, zerstört, kurz um die Sicherheit und Einfachheit gebracht, die sie bei dem Tier haben. Sie hat uns die Fähigkeit genommen, mit unseren Trieben, indem wir ihnen blindlings folgen, zu leben, und hat uns die Fähigkeit gegeben, unsere Triebe, indem wir uns erziehen, in unseren Dienst zu nehmen und dadurch ein höheres und reicheres Leben zu führen als das Tier. Lassen wir die Erziehung fallen, so sind wir nicht (wie Rousseau meinte) glückliche sichere Naturgeschöpfe, sondern sind überhaupt nichts mehr, sind der Erdenkloß ohne den Odem, den ihm Gott einblies. Haben wir uns aber durch Erziehung die Sicherheit und Klarheit des Lebens erworben, die das Tier für sein einfacheres Leben ohne Erziehung (fast ohne Erziehung) hat, so können wir unseren Kräften und Trieben freien Lauf lassen. Das freie Spiel der Kräfte mag dann beginnen.

Nun gut, sagt man. Es mag eine Erziehung nötig sein. Aber diese erfolgt ja von selbst. Der Mensch wird erzogen und erzieht sich, ohne daß er es will und merkt. Seine Entwicklung ist seine Erziehung. Das Falsche ist nur die bewußte und gewollte Erziehung, die Unterdrückung der natürlichen Entwicklung, die Vergewaltigung des von selber zur Kultur, zur Schönheit und Sicherheit emporwachsenden Menschen. Alle bewußte Erziehung ist unnatürlich und ist ein stümperhaftes Korrigierenwollen der weisen Maßregeln, die die Natur zur Bildung und Ausstattung ihrer Kinder ergreift. — Hierfür läßt sich vieles anführen. Es ist zweifellos, daß die natürliche Entwicklung des Heranwachsenden durch die Erziehung gekreuzt wird. Wir sehen es bei Völkern und sehen es bei Einzelnen, wie der Jugendliche Formen annimmt und Lebensregeln sich fügt, die wohl für seinen alten Erzieher, aber nicht für ihn passen. Aber die Leistung des kunstverständigen Erziehers besteht gerade darin, daß er sich nach Möglichkeit der natürlichen Entwicklung seines Zöglings anschmiegt und unvermittelte Übergänge vermeidet. Rousseau meinte, man solle den Zögling selber seine Erfahrungen sammeln lassen, solle ja die Entwicklung nicht überstürzen und dem Bedürfnis des Zöglings nach Kultur nicht vorgreifen. Aber wir tragen schon eine Erbschaft von Kultur seit unserer Geburt in uns. Das Kulturkind ist reifer, besonnener, auch widersprüchlicher als der erfahrenste und entwickelste Mann eines Naturvolkes. Es ist altklug, sagen wir. Der Erzieher wird diese Altklugheit nicht vermehren, wo es nicht nötig ist, aber er kann sie nicht wegschaffen und muß suchen, sie für seine Erziehungszwecke zu benutzen. Er wird durch die richtige Auswahl der Unterrichtsgegenstände, durch eine überlegte Stufenfolge und vor allem durch die Methode, die er anwendet, den Schaden, den er dem Zögling tun muß, möglichst gering, und den Nutzen, den er ihm gewährt, möglichst groß machen. Es ist nicht anders möglich, als daß wir die Kinder schnell die ganze Reihe von Kulturstufen durchlaufen lassen, sowie sie als Embryo Tiergestalten durchlaufen. Ohne Gewaltsamkeiten und ohne Widersprüche geht das nicht ab. Man muß sie auf das kleinste Maß

zu beschränken suchen und dazu haben ja die Bemühungen der Pädagogen gar manches getan. Namentlich Pestalozzi wird durch seine Bemühungen um die Vernatürlichung des kindlichen Unterrichts stets ehrwürdig bleiben.

Auf diese erste unentbehrliche Stufe der Erziehung folgt dann eine zweite ebenso unentbehrliche. Sie dient der selbständigen Aneignung der Kultur von seiten des Herangewachsenen. Man hält hierbei die Hilfe des Erziehers erst recht für überflüssig und behauptet (mehr durch die Unterrichtspraxis als mit Worten), daß der Hauptwert dieser Selbsterziehung grade darauf beruht, daß sie ohne Zutun und Beeinflussung eines anderen erfolgt. Ich habe schon mehrfach dagegen protestiert. Jeder Heranwachsende findet eine bestimmte Kultur vor, die er nicht geschaffen hat und von der er sich auch nicht ausschließen kann. Er muß in sie eintreten und seine Stellung als ihr wirkendes Mitglied finden. Er muß sich in Besitz der Kultur setzen und die Fähigkeit erlangen, sie weiterzuführen, zu mehren, vielleicht auch sie umzuformen. Wer das ohne tatkräftige Hilfe von seiten dieser Kultur, d. h. der von ihr beauftragten Lehrer, versucht, sieht grade heute deutlich, wohin er kommt. Wer es aber überhaupt nicht versucht, wer nicht mitwirkend in die Kultur eintritt, sondern in kindischem Unverstand gegen sie wütet oder sich faustisch oder mystisch oder wie sonst von ihr unabhängig erhalten will, nun, der beweist erst recht deutlich, wie notwendig die zweite Erziehungsstufe ist. Er möge seine jugendliche Ungeberdigkeit (falls es nicht greisenhafte Schwäche ist) überwinden und die Kunst lernen, reifer und männlicher zu werden. Die Spielereien, die ihn ergötzen, können trotz des tiefen Ernstes und des Anspruches auf Männlichkeit, den man erhebt, eben nur für Spielereien gelten. Er möge sie beiseite werfen und sich dem Ernst des Lebens zuwenden.

Aber welch dunkles Gebiet ist das pädagogische! Wo ist hier Anfang und Ende! Wo sind Anhaltspunkte, Grundlagen, Gesetze! Hat sich nicht gezeigt, daß die Menschheit sich an falschen Erziehungsversuchen fast zu Tode gemartert hat? Wie viel Generationen sind von ihren Lehrern gequält, gehemmt und

in die Irre geleitet worden! Muß man sich nicht wundern, daß die Menschheit an ihren pädagogischen Torheiten nicht zu Grunde gegangen ist? Trotz ihrer, nicht durch sie leben wir, so wie wir trotz der wahnsinnigen Kuren leben, durch die die Ärzte Jahrtausende hindurch der Menschheit zugesetzt haben! Hören wir doch endlich auf, der Natur ins Handwerk zu pfuschen! Jagen wir alle leiblichen und alle Seelenärzte, alle Heilkünstler und Erzieher zum Teufel! Sie bringen nichts wie Unheil, trotz all ihrer schönen Redensarten, all ihrer Kräuter und Latwergen, ihrer Methoden und Beweise. — Ja, solche Ausrufe haben ihren guten Sinn. Wir kennen und begreifen sie sehr wohl, finden es auch sehr nützlich, sich die Schwierigkeit jedes Erziehungsversuches recht klar zu machen. Wir können den Gedanken, daß die Erziehung ein unbekanntes Land ist, noch weiter ausführen. Es ist ein Geheimnis, wie überhaupt die Wirkung eines Menschen auf einen andern zu Stande kommt. Und ob die Wirkung die sein wird, die er beabsichtigt, ist ebenso ungewiß. Wollen wir die menschliche Seele beeinflussen, so müssen wir sie kennen. Wir wissen von ihr aber nur das Rohste. Die Psychologie steht in ihren Anfängen, und manch einer glaubt, daß sie nie über dieselben hinausgelangen wird. Denn ist hier methodische Forschung, Statistik und Sammlung überhaupt möglich? Fehlen uns nicht ein für allemal die Organe, um die Seele erforschen zu können?

Die Erfolge der Erziehung können nie sicher sein. Denn das Material, das der Erzieher unter den Händen hat, ist ihm nur zum Teil bekannt und nur zum Teil dienstbar. Menschen kann man nicht beliebig kneten wie Ton. Eher gleicht der Erzieher dem Gärtner, der ebenfalls nicht voraussagen kann, wie der Park, den er anlegt, einst aussehen wird. Er mag einen festen Plan haben und ein deutliches Bild von dem Ergebnis seiner Bemühungen. Aber die Bäume wachsen nicht, wie er wollte. Der eine wendet sich rechts, der andere links, der eine wächst in die Höhe, der andere in die Breite. Mancher verdorrt, dem ein bevorzugter Platz eingeräumt war.

So ist denn auch die pädagogische Theorie und systematische

Behandlung für die Praxis fast nutzlos und machtlos. Es ist möglich und auch gut, allgemeine Prinzipien aufzustellen; aber wer sich an diese Prinzipien in der Praxis streng hält und also die Prinzipien zu eindeutigen Regeln macht, der ist verloren. Wo in der pädagogischen Theorie alles in schönster Ordnung ist, findet die Praxis unüberwindliche Schwierigkeiten. Und wo die Theorie nicht weiter kann, hat die Praxis so leichtes Spiel wie jener praktische Kritiker der eleatischen Theorie vom bewegungslosen Sein. Der praktische Erzieher hat immer nur mit Wahrscheinlichkeiten zu tun. Er kann keine einzige sichere Rechnung aufstellen. Denn jedesmal gibt es zwei unberechenbare Posten: das Naturell des Zöglings und den Einfluß der gesamten Umgebung.

Wo die Wissenschaft und Wissenschaftlichkeit regiert, wird deshalb die Erziehung notwendig vernachlässigt und abgelehnt. Der wissenschaftliche Mensch gibt sich nicht mit Dingen ab, die schwankend und schlüpfrig sind. Er verlangt Klarheit und Sicherheit. Wenn er zur Erziehung genötigt wird, ist er ein schlechter Erzieher. Instinktiv nimmt er die Schüler als konstante und meßbare Größen, und sieht er ein, daß das nicht geht, so verliert er allen Mut. Er begreift nicht, wie man etwas ausrichten kann, wo alles schwankt und wo eine Verstandeskontrolle unmöglich ist. Es ist ja sein oberster Grundsatz, nie über den Punkt hinauszugehen, wo der Boden unsicher wird. Und in der Tat wird gerade der Gelehrte, wenn er diesem Grundsatz untreu wird, ganz stütze- und haltlos. Er versteht sich nicht darauf, Entscheidungen aus dem Gefühl heraus zu treffen, oder von Fall zu Fall zu entscheiden, oder auch Entscheidungen offen zu lassen. Muß er in ein dunkles Land hinein, so beträgt er sich noch ungeschickter und unpassender als der Unwissenschaftliche. Der Erzieher muß aber ins dunkle Land hinein. Er muß Freude und sogar Sicherheit behalten, obwohl er nur tastend vorwärtsschreiten kann und die stützenden Formeln den Dienst versagen.

Der Instinkt müßte führen und doch soll hier der Instinkt eine bewußte und unnatürliche Aufgabe erfüllen! Was wir durch



die Erziehung erreichen wollen, liegt jenseits des menschlichen Instinkts, und die Mittel, die dabei anzuwenden sind, ebenfalls. Müssen wir daher nicht beständig in die Irre gehen? Muß die Erziehertätigkeit nicht auf ein frevelhaftes und dabei im Grunde doch wirkungsloses Eifern gegen die Natur hinauslaufen? — Es scheint allerdings, daß die Wirkung der Erziehung eine sehr geringe ist und mancher Lehrer hat sich schon gefragt, ob er durch seine Tätigkeit irgend etwas ausrichte, das zu den Anstrengungen und Erwartungen in einem vernünftigen Verhältnis steht. Aber er betrachte die Geschichte der Menschheit. Sie zeigt mit beinahe erschreckender Deutlichkeit, wieviel die Erziehung vermag. Sie besiegt die Natur und macht aus dem Menschen die verschiedensten und einander widersprechendsten Wesen. Sie bringt es dahin, daß sich der Mensch freiwillig in eine Klosterzelle sperrt und allen Freuden entsagt, daß er sich um Gotteswillen hinschlachten läßt oder sich selber verstümmelt. Sie schafft Spartaner und Chinesen, Kreuzritter und Bettelmönche, Gelehrte und ruhige Untertanen.

Und mag sich der Mensch bei seinen Erziehungsversuchen auch jedesmal irren, mag er das Erziehungsziel und die Erziehungsmittel noch so oft ändern müssen. Auch eine falsche Erziehung nützt und ist besser als gar keine. Jede Erziehung macht den Menschen irgendwie von seinen Trieben unabhängig und lehrt ihn, dem Willen und der Vernunft gehorchen. Sie gibt dem Menschen die Herrschaft über sich selber. Jede Erziehung beruht, ohne es zu wissen und zu wollen, auf der Überzeugung, daß der Mensch seine Handlungen und Unterlassungen willkürlich beeinflussen kann. Sieht dann der Erwachsene ein, daß ihm der Erzieher eine falsche Richtung gegeben hat, so kann er sich leicht die richtige geben. Das kann der Unerzogene nicht. Er kann sich überhaupt nicht leiten und seinen Trieben gebieten.

Also — trotz aller Schwierigkeiten und Einwände, die wir durchaus nicht unterschätzen, bleibt es dabei, daß Erziehung möglich und nötig ist und immer bleiben wird. Es fragt sich aber, welche Erziehungsmittel der heutigen Kulturmenschheit zu

Gebote stehen. Offenbar sind die, durch die sich die Menschheit früher erzogen hat, nur in sehr veränderter Gestalt verwendbar. Die Rute verschwindet, wenn die Kinder größer werden. Ist der heutige Mensch der Rute entwachsen?

Wir können die Frage in folgende Form kleiden: dürfen wir noch von Mitteln Gebrauch machen, die mit dem Erziehungszweck in keinem inneren Zusammenhange stehen? Der Schmerz, den die Rute verursacht, hat mit dem genaschten Zucker keinen inneren Zusammenhang. Aber die Magenschmerzen, die das Kind nach allzu reichlichem Zuckergenuß bekommt, haben diesen Zusammenhang. Rousseau meinte, man dürfe nur die Magenschmerzen, nicht die Rute als Erziehungsmittel verwenden. Die natürlichen Folgen, die sich nach jeder Handlung fühlbar machen, hätten allein wahrhaft erziehende Kraft. Sie allein lehrten, das Gute zu tun und das Schlechte zu meiden. Die Rute lehre höchstens Schlauheit und Heuchelei. Kränkt oder betrübt uns das Kind durch sein Verhalten, so sollen wir nicht durch Verbot und Strafe darauf antworten, sondern durch das entsprechende Verhalten. Dadurch begriffe das Kind die natürliche Verkettung der Dinge und die Regelung der menschlichen Beziehungen, die ja auf dem Grundsatz: wie du mir, so ich dir, beruhten. Die Strafe sei dem Kinde unverständlich und schiebe ein nicht zugehöriges, also irreführendes Mittelglied zwischen die Sünde und ihre natürlichen Folgen.

Wie man sieht, geht diese Anschauung von der Voraussetzung aus, daß alle verwerflichen Handlungen für den Täter üble Folgen haben, d. h., daß das Gute gleich dem Nützlichen, das Schlechte gleich dem Schädlichen ist. Die Tugend wird daher als das wichtigste Selbsterhaltungsmittel empfohlen, und vor allem Verwerflichen (wozu dann auch Unwissenheit, schlechte Manieren usw. gehören) wird gewarnt, weil es Schaden bringe. Wie wir mehrfach betonten, trifft aber diese Gleichsetzung nicht den Kern der Sache. Sehr häufig befindet sich die Tugend mit dem Nutzen des Einzelnen im Widerstreit. Der Tugendhafte gibt wesentliche Stücke seines Nutzens, z. B. Wohlbefinden, Macht, Reichtum preis. Wohl kämpft er damit für sich und unter Umständen

auch für die Gesamtheit. Aber dieser Kampf ist zugleich ein Kampf gegen sich und die Gesamtheit. Tugend ist Erhöhung und Steigerung des Menschen in irgend einer Richtung, womit stets Selbstverleugnung und Selbstschädigung verknüpft ist. Das Kreuz ragt als Wahrzeichen über alle menschlichen Geschlechter hin. Ist der Weg des Kreuzes der Weg des Nutzens? — Ich meine nicht das Kreuz als Ziel, sondern als Mittel zum Ziel. Das Kreuz (mit Rosen umwunden) ist die Rute der auf der Schulbank sitzenden Menschheit, eine Rute, die mit den natürlichen Folgen der Handlungen ebensowenig zu tun hat wie jede andere Rute.

Die Menschheit hat das Kreuz niemals entbehren wollen und können. Aber freilich hat es sehr verschiedene Formen gehabt, es hat sich von den gröbsten bis zu den feinsten Gestalten entwickelt. Die Gemeinde als Staat hat von jeher den direkten körperlichen Zwang als Erziehungsmittel verwendet. Sie hat es nie darauf ankommen lassen, daß ihre Mitglieder die natürlichen Folgen ihrer Vergehen zu schmecken bekommen, daß sie durch die Erfahrung die Einsicht gewannen: es ist besser, nicht zu stehlen, zu morden usw., da es gegen den allgemeinen Nutzen und also auch gegen unseren eignen geht. Sie hat nie die Erziehung durch die Dinge selber abgewartet, sondern hat mit den härtesten unnatürlichsten Mitteln eingegriffen. Ob der einzelne Bürger den logischen Zusammenhang zwischen dem Diebstahl und den Grundsätzen der Gemeinde durchschaut, daß nämlich der Diebstahl ein Verstoß gegen diese Grundsätze ist, bekümmert die Gemeinde nicht. Ihr genügt es, daß er den erfahrungsmäßigen Zusammenhang zwischen dem Diebstahl und der gesetzlichen Strafe begreift. Die Gemeinde will die Unterlassung gewisser Handlungen durchsetzen. Dazu wählt sie den einfachsten Weg, daß sie Züchtigungen auf diese Handlungen folgen läßt.

So ist der Staat der erste durchgreifendste Erzieher des Menschengeschlechts. Er erreicht, daß der Mensch sehr starke Triebe in sich bekämpft und gegen sein Behagen handelt. Der Staat, auch in seinen primitivsten Anfängen, bringt das Leben der Mitglieder in bestimmte Formen, die sie ohne ihn nicht haben würden. Keine Erziehung tut etwas anderes, auch die höchste

und feinste nicht. Die Mittel, die er anwendet, sind freilich sehr grob, und desto gröber, je weiter wir die Menschheitsentwicklung zurückverfolgen. Die Erziehungskunst ist eben noch unausgebildet und zeigt großes Ungeschick. Namentlich an der häufigen Anwendung der Todesstrafe, am Aussetzen der Kinder usw. sieht man, wie wenig sich der Mensch zunächst auf die Schulmeisterei verstand. Er will gewisse Lebensformen ausrotten und weiß sich nicht anders zu helfen, als daß er jeden erschlägt, bei dem er sie bemerkt. Er will die Gemeinde leistungsfähig erhalten und zieht daher die schwächlichen Kinder nicht groß. Wir wählen nicht mehr so direkte zweischneidige Mittel und glauben, mit milderen dasselbe und sogar mehr zu erreichen.

Es gibt eine aufsteigende Reihe von immer feineren Zwangsmitteln der Erziehung. Eines der folgenreichsten ist das, welches hauptsächlich die Religionen anwenden. Sie erzwingen die gewünschte Handlungsweise dadurch, daß sie dem Sünder übernatürliche Strafen in Aussicht stellen. Die Götter sind Exekutoren eines Strafgesetzbuches, dessen Vorschriften teils in den Kultushandlungen, teils in der Moral gegeben sind. Ebenso teilen sie Belohnungen für die Innehaltung dieser Vorschriften aus. Beides, die Aussicht auf Strafe wie auf Lohn, ist ein auf die Menschheit ausgeübter Zwang; es ist die Rute in neuer Gestalt. Man versteigt sich zu der Behauptung, daß Gott sein Exekutorenamt mit unbedingter Schärfe verwaltet, daß also jeder genau nach Verdienst und Würdigkeit behandelt werde. Der Gute hat es gut, der Schlechte schlecht. Und da der Augenschein diese Theorie zu oft widerlegt, so nimmt man das Jenseits zu Hilfe, wo alle Ungerechtigkeiten des irdischen Loses sich ausgleichen und alle Menschen ihren gebührenden Lohn empfangen werden. Hier ist ebenso wie bei der staatlichen Erziehung nicht auf den natürlichen Ausgleich zwischen Handlung und Wirkung gerechnet. Die Tugend ist nicht gleich dem Nutzen gesetzt, sondern ihm entgegengestellt. Ein höherer unnatürlicher Nutzen wird in Aussicht gestellt und der natürliche Zusammenhang zerstört. Gott weiß es so einzurichten, daß die Tugend uns zu Gute kommt und die Bosheit sich an uns rächt. Von Natur ist das nicht der

Fall (das ist die stillschweigende Voraussetzung); der Gerechte muß viel leiden und seine Gerechtigkeit teuer bezahlen.

Platon hat gewaltige Anstrengungen gemacht, die Tugend von einer so unwürdigen Verbindung mit der Rute zu lösen. Das Gute ist nicht deshalb gut, weil es jemand vorschreibt, und soll nicht deshalb getan werden, weil es seinen Lohn im Himmel oder schon auf Erden findet. Es hat in sich selber seinen Wert. Die Tugend darf ihre Kraft nur aus sich selber schöpfen, nicht aus Dingen und Betrachtungen, die gar nichts mit ihr zu tun haben. Diese hohe Anschauungsweise sicher zu begründen und gar zu der herrschenden zu machen, ist aber Platon nicht gelungen. Er hat sich genötigt gesehen, selber auf die göttlichen Belohnungen und Strafen zurückzugreifen, und hat so einen ewig denkwürdigen Beweis gegen die freie, rutenlose Erziehung geliefert.

Einen ähnlich hohen Standpunkt wie bei Platon finden wir z. B. bei A. H. Francke, wenngleich Person und Welt dieser beiden Männer so verschieden sind wie nur möglich. Francke („Kurzer und einfältiger Unterricht, wie die Kinder zur wahren Gottseligkeit und christlichen Klugheit anzuführen sind") hat wie jeder Erzieher den Wunsch, dem Zögling gewisse Tugenden einzupflanzen, und muß die Frage beantworten, welche Mittel ihm dazu zu Gebote stehen. Er meint, man müsse den Kindern einfach sagen, Gott hasse die Bösen und nenne sie nicht seine Kinder. Zumal für die Stärkung der Wahrheitsliebe, die er in den Vordergrund stellt, empfiehlt Francke diese sehr ideale und sehr schwache Bekräftigung. Der Satan sei Vater der Lüge, Gott sei Vater der Wahrheit. Nimmt Francke Gott und Satan hier nicht als belohnende und bestrafende Mächte (und er lehnt das durch seine ganze Stellungnahme ab), so begnügt er sich also mit der pädagogischen Kraft, die in dem Tugendbegriff selber steckt. Denn Gott und Satan sind nur mythische Ausdrücke für Gut und Böse, Ideal und Gegenideal. Er erwartet, daß die Kinder aus Liebe zum Guten das Gute tun. Die Aussicht, die der Lehrer ihnen eröffnet, falls sie sich dem Guten zuwenden, soll nur sein, daß sie Ehre bei Gott gewinnen. Er warnt davor,

daß der Lehrer durch die Ehre bei den Menschen, durch Hinweis auf äußere Vorteile, auf gutes Fortkommen, auch durch Erweckung des Ehrgeizes tugendhafte Handlungen (Fleiß, Aufmerksamkeit, gutes Betragen usw.) zu erzielen suche. Man überlege, wie großer Erziehungsmittel er sich dadurch beraubt. Ob er sich nicht selber getäuscht hat, und unbewußt doch derartige Anregungsmittel und Zwangsmittel angewendet hat? Oder hatte er so schwächliche, unnatürlich gereifte Schüler, daß er wirklich auf sie verzichten konnte? Die Pädagogen neigen fast alle zu der Einbildung, durch die in der Tugend liegende Kraft erziehen zu können. Aber unversehens kommen sie alle wieder auf die Rute in irgend einer Gestalt zurück.

Übrigens geht es bei Franckes Auffasung doch auch nicht ohne einen Zwang ab. Der letzte Grund dafür, daß man die Wahrheit reden soll, kann ja der Hinweis auf den Willen Gottes nicht sein. Vielmehr ist dieser Hinweis ein Verzicht auf Begründung, eine Beschränkung und Irreführung der Einsicht des Schülers. Der Zusammenhang zwischen der Handlung und ihren natürlichen Folgen ist hier ebenfalls nicht hergestellt, sondern ein unnatürliches Mittelglied eingeschoben. So ist es bei jeder religiösen Begründung der Moral; Rousseaus Forderung bleibt unerfüllt.

Nun ist der Vorwurf, den Rousseau macht, nicht unbegründet. Er sagt, wenn an die Stelle der natürlichen Folge einer Handlung eine unnatürliche tritt, so gerät die natürliche in Vergessenheit. Wenn die Folge des Diebstahls die Bestrafung, die Folge der Pietätlosigkeit Gottes Unwille ist, so denkt der Dieb und der Pietätlose nicht an die natürlichen Folgen eines derartig unsozialen Verhaltens. Diese bleiben vielleicht ganz aus. Es bedrückt ihn daher nicht, daß er sich durch sein Vergehen mit den Grundsätzen und Zielen der menschlichen Kultur in Widerspruch setzt. Er vermeidet das Vergehen aus Gründen, die mit demselben innerlich gar nichts zu tun haben. Er hat nur die Zwischenglieder im Auge. Ebenso lernt der Schüler nicht aus Bedürfnis und um des eigentlichen Zweckes willen, den das Lernen hat. Dies Ziel wird durch andere, nicht zugehörige

Ziele verdrängt. — Das alles ist richtig. Aber man darf nicht vergessen, daß den Menschen als Erziehern mit Recht die Handlung und Unterlassung selber das Wichtigste ist, nicht deren Motive und begleitende Gedanken. Nicht darauf kommt es ihnen an, daß jemand das Verwerfliche der Lüge erkennt und grundsätzlich zugibt, sondern darauf, daß er wirklich nicht lügt, gleichviel aus welchen Gründen. Kultur ist Gewöhnung und Ausübung, nicht Erkenntnis. Erkenntnis ist nur ein Mittel zur Kultur, und zwar ein auf niederen Stufen der Kultur unwirksames.

Was ist denn nun das sogenannte Gewissen? Es ist, wie jeder zugeben muß, ebenfalls ein Zwingherr, eine Rute, die uns tugendhaft macht oder wenigstens von der Untugend zurückhält. Das Gewissen macht sich in der Regel gegen unsere Begierden und Wünsche, auch gegen unseren Nutzen geltend. Es sagt uns, daß wir das Böse meiden sollen, auch wenn es noch so gewinnbringend ist.. Mit Erklärungen darüber, warum etwas böse und gut ist, hält sich das Gewissen ebensowenig auf wie andere Erziehungsmächte. Die natürlichen Folgen der Handlungen sind ihm gleichgültig. Sein Befehl tritt zwischen Handlung und Folge. Ob das Gewissen die aufgespeicherte Erfahrung und der Instinkt gewordene Nutzen ist, macht dabei wenig aus. Es tritt jedenfalls gegen den augenblicklichen Nutzen und gegen die Triebe auf.

Und welche von den genannten Erziehungsmitteln sind für uns Heutige noch anwendbar? Welche üben die gewünschte Wirkung aus, nämlich uns dahin zu bringen, daß wir nicht als romantische Träumer oder als anarchistische Egoisten oder als skeptische Quietisten leben und die mühsam gebaute Kultur verfallen lassen? Die Furcht vor der Hölle und die Aussicht auf den Himmel sind unwirksam geworden. Das Gewissen versagt ebenfalls in allen entscheidenden Fragen. Kommt nun der Kampf aller gegen alle? Und bringt er uns, wie die Anarchisten versichern, eine höhere, ehrlichere und freiere Kultur als die durch die bisherigen Erziehungsmittel erreichte?

Erkundigen wir uns noch einmal nach den Grundlagen der griechischen Kultur. Bei ihnen fehlte die übernatürliche Be-

kräftigung der Moral ebenso wie heute bei uns. Die griechischen Götter waren keine Kulturmächte, die die Menschen zur Sittlichkeit erzogen. Man hatte Furcht vor ihnen, opferte ihnen und schrieb ihnen einen großen Einfluß auf die Schicksale der Einzelnen zu. Aber moralischen Einfluß übten sie nur in geringem Maße uus. Die Ziele, die der Grieche als Kulturmensch verfolgte, waren unabhängig von den Göttern, Dämonen, Seelen, den Orakeln, Vorbedeutungen und all den anderen Beziehungen, die der Grieche zu den unheimlichen und unberechenbaren Kräften der Natur hatte. Er war abergläubisch, aber daß er sich ein hohes Kulturleben schuf, hing mit diesem Aberglauben nicht zusammen. Woher nahm er also die Antriebe zur Kultur? Warum entwickelte er sich, bezwang er sich, strebte er nach Maß, Schönheit, Gemeinsamkeit und erzog seinen Nachwuchs ebenfalls zu all den Tugenden, die bei uns mit dem religiösen Glauben zu stehen und zu fallen scheinen?

Der Staat war der Halt der griechischen Kultur. Der Staat ersetzte Religion und Moral, er gab beiden den Sinn und die Kraft. Er war viel mehr als eine Schutzanstalt, die die Bürger durch Verordnungen und Strafen im Zaum hält. Er nahm das ganze Denken und Leben gefangen und gab dem ganzen Menschen die Richtung. Auch bei Platon verrät sich das, obwohl er den griechischen Instinkten in so wesentlichen Punkten entfremdet war. Eine Neugestaltung der griechischen Kultur ist ihm nur denkbar als Neugestaltung des Staates. Sein philosophisches Hauptwerk ist eine politische Utopie. Daß der Staat bei den Griechen die Erziehung leitete, sagten wir schon. Unter seinem Einfluß wurde jeder Grieche zum Pädagogen. Unaufhörlich wurden der heranwachsenden Generation die Grundsätze der Kultur, die Aufgaben, die sie aufzunehmen und fortzusetzen hatte, eingeprägt. Gerade weil die übernatürlichen Stützen der Kultur fehlten, arbeitete man um so eifriger an der Festigung und Ausgestaltung der natürlichen Stützen.

Aber sind nicht gerade die Griechen ein Beweis, daß sich die Kultur nicht auf den Staat gründen kann? Die griechische Erziehung wurde zur Päderastie, der griechische Staat ging in

grauenhafter Selbstzerfleischung zugrunde. Das Christentum kam und die Welt kehrte reuemütig zu den übernatürlichen Erziehungsmitteln, zu den göttlichen Strafen und Belohnungen zurück. Die Menschheit marterte und erniedrigte sich wie nie zuvor. Sie tat Buße für den frevelhaften Versuch, sich durch den freien Aufblick zu irdischen Vorbildern, durch den freien Zusammenschluß zur Erfüllung irdischer Aufgaben zu erziehen. Die Kirche bildete jetzt den Menschen und suchte ihn zu dem himmlischen Beruf, den das Christentum für ihn erfand, ebenso tüchtig zu machen wie der antike Staat für den irdischen Beruf. Aber auch der Kirche entsank nach einiger Zeit das Schulszepter. Die Menschen fühlten sich wieder stärker und kehrten der Erzieherin Kirche schnöde den Rücken, um sich den weltlichen Erziehungsmitteln und dem natürlichen Auftraggeber der Erziehung, der staatlichen Gemeinschaft, von neuem zuzuwenden. Adel und Bürgertum gingen gemeinsam diesen Weg.

Der Adel hatte schon im Mittelalter eigne Erziehungsideale verfochten. Der Ritter ist, streng genommen, weder ein Bürger der Kirche noch des Staates. Die Kirche gibt ihm zwar die höchsten Ziele. Aber die Tugenden, die der Ritter in sich ausbildet, stimmen nur zum geringen Teil mit den christlichen Tugenden überein, erscheinen auch dem Staate nicht unbedingt schätzenswert. Für alle adligen Kulturen ist das Herkommen, die Weisheit der Väter die Grundlage. Bei Homer lesen wir das immerfort. Das Gebührende und Schickliche, die Zucht sind Hauptpunkte der Erziehung. Von übernatürlicher Bekräftigung ist nicht die Rede. Der Adel ist aufgeklärt und vertraut voller Stolz den guten Grundtrieben des Menschen. Aber auch unter ein staatliches Joch beugt er sich nicht. Die Heroen Homers sind Kosmopoliten sogut wie die Ritter des Mittelalters. Ihre Stärken und Schwächen haben den größten Dichter der Welt als getreuen Schilderer gefunden, sodaß wir genau sagen können, wodurch jede aristokratische Kultur zugrunde geht, falls sie nicht einen Zuschuß von bürgerlicher Sinnesweise erhält. Der Adel nimmt das Leben nicht recht ernst und will dauernd eine festliche Stimmung aufrecht erhalten. Sorglos leben die glücklichen Seeräuber Homers

in den Tag hinein, ebenso wie die Normannen und Wikinger, die späteren Raubritter und andere adlige Wegelagerer und Abenteurer. Ihr Übermut fordert den Neid der Götter heraus, oder wie wir sagen würden: die Natur rächt sich an ihnen für die Unbesonnenheit, mit der sie den Grundtatsachen des Lebens ins Gesicht schlagen. Es ist nun einmal nicht anders, als daß eine Kultur einen festen Rückhalt braucht, und ein solcher Rückhalt muß durch eine starke, sichtbare, umfassende Institution gegeben werden. Sowohl der griechische wie der deutsche Adel erlag dem Staat. Er wurde gezwungen, sich in einen Kreis von Begriffen und Aufgaben einzuordnen, die ihm im Grunde verächtlich erschienen. Er mußte seine Tugenden umformen, mußte seine Lebensanschauung der Wirklichkeit und ihren oft harten, verdüsternden Anforderungen anbequemen und wurde, wenn ihm dies gelang, zu dem berufenen Führer und Gestalter des Staates. Die griechische und die deutsche Kultur (auch andere) haben durch den dem Staate dienstbar gemachten Adel ihre Grundlegung erhalten.

Welches sind die Einwände, die gegen den Staat als Rückhalt der Erziehung gemacht werden? Ich nannte soeben einen: der Verlauf der griechischen Geschichte zeigt die Folgen einer solchen Erziehung. Aber mir scheint, der Schluß, den man macht, ist zu schnell. Die Entdeckung, die die Menschheit mit dem antiken Staatsbegriff gemacht hatte, war eine so ungeheure und überwältigende, daß sie den Entdecker blind und taub machte. Er verstand sie nicht richtig zu verwerten, nicht mit der „Natur", d. h. den menschlichen Grundtrieben, auszusöhnen und geriet in unheilbare Konflikte. Die politische Geschichte Griechenlands ist eine der lehrreichsten und furchtbarsten Tragödien in dem Tragödienzyklus der menschlichen Kultur. Wir Zuschauer können dem Helden mit Leichtigkeit die Fehler nachrechnen, die ihn in den Abgrund gezogen haben, können seinen Heldenmut bewundern, seine Verblendung bedauern und uns vor der zermalmenden Hand des Schicksals, die sich auf ihn legte, als mitleidende Brüder beugen. Aber das alles darf uns nicht hindern, die Entdeckung auszunutzen und mit Vermeidung der Fehler

weiter zu verfolgen. Die neuere Zeit hat sich ganz folgerichtig, je mehr sie der Erzieherin Kirche entwuchs, um so mehr dem Staate zugewandt. Im 19. Jahrhundert ist der Staat, trotz alles Widerstrebens seiner verschiedenen Gegner, endlich dahin gelangt, seine Aufgabe als Rückhalt der Erziehung erfüllen zu können. Er ist ein Kulturstaat geworden wie die griechische Polis, so groß und vertrauenerweckend im übrigen seine Unterschiede gegenüber der Polis sind.

Ein anderer Einwand gegen den Staat als Erzieher ist folgender. Auch wenn der Staat Kulturstaat ist, stellt er naturgemäß die praktischen und äußerlichen Seiten der Erziehung in den Vordergrund. Er will nützliche Staatsbürger erziehen und entwickelt also vor allem die äußerliche Gesetzlichkeit und die Wehrtüchtigkeit, dann auch das Verständnis für die Staatsidee. Der innere Mensch kommt erst in zweiter Reihe oder er kommt gar nicht. Umgekehrt erzieht die Kirche vor allem den inneren Menschen, da sie ihre Schüler zu tüchtigen Himmelsbürgern machen will. Sie greift viel tiefer ein, richtet und erhöht den Menschen. Und zwar übernimmt sie selber mit ihren eignen Organen diese Erziehung, während der Staat Mittelspersonen braucht. Der Staat gibt die Erziehung in Auftrag, wie er die Herstellung der Waffen oder Schiffe in Auftrag gibt. Sein Vertrauensmann ist die Wissenschaft und zum Teil die Kirche. Es ist aber klar, daß diese Beauftragten nicht so zuverlässig sind wie die im Auftrag der selbständigen Kirche erziehenden kirchlichen Organe. Die Beauftragten werden niemals ihre eignen Interessen vergessen, und sobald diese Interessen mit den Interessen des Auftraggebers in Widerspruch geraten, werden sie tun, was alle Menschen in einem solchen Falle tun. Die Interessen der Wissenschaft und der Kirche sind aber nicht notwendig die gleichen, wie die des Staates. Vielleicht stehen sie sogar in einem notwendigen Gegensatz zueinander. Freilich behält sich der Staat das Aufsichtsrecht vor; er trifft eine Auswahl unter den Vertretern der Wissenschaft und der Kirche und sucht, wenn er stark ist, jeden auftauchenden Zwiespalt zwischen dem Ziel und den Mitteln der Erziehung zu beseitigen. Trotzdem ist er

vor Mißgriffen lange nicht so sicher wie die in ihrem eignen Auftrag erziehende selbständige Kirche des Mittelalters. Ihm fehlt ja die Einsicht in die Erfordernisse der höheren Bildung. Die Kirche bestimmte als Inhaberin der religiösen Wahrheiten diese Erfordernisse, aber der Staat ist dazu nicht imstande. Er muß sich an seinen Kulturbeirat halten. Das ist aber wiederum niemand anders als die Wissenschaft und die Staatskirche. Von diesem Beirat muß er sich sogar seine eignen Ziele bezeichnen und seinen Sinn, seine Herkunft und sein Wesen erklären lassen. Wie nahe liegt die Gefahr, daß ihm dabei fremde Ziele als die eignen untergeschoben werden! Er wird es daher stets für das Sicherste halten, den Einzelnen in allen Hauptfragen an sich selber zu verweisen. Er wird sich damit begnügen, gewisse Bürgschaften für die gute Gesinnung, wie er zu sagen pflegt, zu verlangen, gewisse notwendige Kenntnisse und Fertigkeiten lehren zu lassen und im übrigen die Kultur gehen zu lassen, wie sie will und kann.

Also dem Staate als dem Patron der Erziehung fehlt es leicht an Sicherheit und an Kraft. Er kann oft nicht durchsetzen, was er will, und weiß auch oft nicht klar auszusprechen, was er will. Man denke beispielsweise an die Stellung, die der jetzige deutsche Kaiser zu den Unterrichtsfragen einnimmt oder wenigstens im Anfang seiner Regierung einnahm. Er bekannte sich als Gegner des Gymnasiums und wollte eine Umformung des höheren Unterrichts durchsetzen. Die Staatsgewalt kann aber die Umformung nicht selber vornehmen, sondern höchstens vorschlagen oder befehlen. Die Ausführung muß in Auftrag gegeben werden. Und wem? Natürlich den mit der Erziehung betrauten Behörden, d. h. den Vertretern des Gymnasiums. Niemand wird aber von dem Gymnasium erwarten, daß es sich selber ums Leben bringt. Seine Vertreter werden eben seine Vertreter, d. h. seine Verteidiger sein. Wenn ich einen Lehrer der alten Sprachen frage, ob es nicht besser sei, den altsprachlichen Unterricht abzuschaffen, so bin ich ein Tor, wenn ich eine bejahende Antwort verlange. Erst recht bin ich ein Tor, wenn ich von ihm ein über seinen Gesichtskreis hinausgehendes Erziehungsprogramm verlange.

Der Staat hat der Kirche die Erziehung allmählich aus den Händen genommen, weil er eingesehen hat, daß sie dem Erziehungsauftrag, den er ihr gab, nicht hinreichend nachkommen kann. Es scheint beinahe, als ob sich ihre Nachfolgerin, die Wissenschaft, ihrem Erziehungsauftrag noch weniger gewachsen zeigt wie die Kirche, wenn auch aus anderen Gründen. Die in die Wissenschaft gesetzten Erwartungen hat sie keineswegs erfüllt, sondern hat ihren pädagogischen Beruf schmählich vernachlässigt. Paulsen sagt mit vollem Recht: „Philologische Gelehrsamkeit, mathematische oder historische Wissenschaft haben als solche überhaupt kein inneres Verhältnis zur Erziehung und zum Unterricht. Die Theologie hatte dies Verhältnis und die neuhumanistische Altertumsforschung hatte es ebenfalls. Der Theolog erhält durch seine ganze Bildung die Richtung auf die Seelsorge, und hiermit steht der Beruf des Erziehers im innigsten Zusammenhang . . . auch begeisterte Hingebung an ein Ideal hat immer etwas von dem sokratischen Eros an sich." Die heutige Wissenschaft wird es entrüstet ablehnen, daß man ihr begeisterte Hingebung an ein Ideal nachsagt. Denn solche Hingebung, solch Eros ist höchst unwissenschaftlich, trübt den klaren Forscherblick, vergrößert und verkleinert, färbt und fälscht. Der wahrhaft religiöse Mensch, der rechte Priester (wenn auch nicht der Theolog) ist erfüllt von dem Eros und hat seine erzieherische Fähigkeit bewiesen, während die Wissenschaft als Erzieherin der Nation darauf ausgeht, dem höheren Menschen den Eros aus der Seele zu reißen und die eisige Göttin Wahrheit auf den Thron zu setzen.

Aber wie? Soll der Staat die Kirche zurückholen? Oder soll er gar, in der Erkenntnis, daß er die Erziehung nicht zu leiten vermag, seine ganze Kulturaufgabe der Kirche abtreten und sein Verhältnis zur Kultur in der Weise regeln, wie es etwa der Jesuitenorden wünscht, also lediglich der Gendarm der Kultur sein? Nein, ich denke nicht. Die Kirche hat sich selber um ihre führende Stellung gebracht. Sie hätte sie behalten, wenn sie den Geist der neuen Kultur verstanden und in sich aufgenommen hätte. Sie mußte darauf verzichten, die Wahrerin

und Lehrerin eines bestimmten Glaubensgehaltes zu sein. Sie mußte sich also als Kirche in dem bisherigen Sinne aufheben. Der Erzieher unserer Zeit darf nicht im Namen von Dogmen oder im Namen einer absoluten Person (Christi) sprechen. Damit stellt er sich außerhalb unserer Kultur und setzt sich auch in Gegensatz zum Staatsbegriff. Die Kirche in dem bisherigen Sinn ist notwendig eine Feindin des Staates, weshalb sie im Altertum undenkbar war (die Griechen hatten keine Kirche). Je mehr der Staat bloß Schutzstaat ist, desto mehr läßt er Raum für eine Kirche. Je positiver er aber wird, desto heidnischer wird er. Desto weniger kann er eine starke Kirche neben sich dulden, die ihm das innere Leben der Bürger entzieht. Aber sobald die Kirche die Konsequenzen aus Luthers Aufhebung des Priesterstandes zieht, sobald der Pfarrer nicht mehr Priester ist, sondern ein freier weltlicher Lehrer, so fällt ihm von selber die Erziehung von neuem zu. Wird er statt eines Dieners der Kirche ein Diener der Wissenschaft, so hat er damit zwar einen Schritt vorwärts getan; aber die Berechtigung zum Erzieherberuf hat er erst recht verloren. Der Philosoph Platons ist der berufene Erzieher unserer Zeit. Er gebraucht die Wissenschaft als eines der Erziehungsmittel, wird aber nicht zum Gelehrten, sondern erhält sich den göttlichen Eros. Also der Theolog werde zum Philosophen und der Gelehrte werde ebenfalls zum Philosophen! Unter einem Philosophen ist aber nicht ein Historiker der Philosophie zu verstehen, auch nicht ein Experimentalpsychologe. Dieselben haben natürlich nicht mehr inneren Zusammenhang mit der Erziehung als andere Gelehrte. Sie werden sich mit Recht dagegen wehren, daß man sie zu so untergeordneten Dingen wie die Schulmeisterei gebrauchen will.

Wir halten es also für ein Glück, daß der nationale Kulturstaat den Sieg über den internationalen Gottesstaat errungen hat. Wenn er seine Erziehungsaufgabe richtig auffaßt und richtig unterstützt wird, kann er trotz allem, was man Berechtigtes und Unberechtigtes gegen ihn einwendet, die Grundlage und der Rückhalt der jetzt in der Bildung begriffenen Kultur sein. Er gibt die Voraussetzungen und gibt das Gegengewicht

gegen die Folgen des mit dem Verfall der Religion verknüpften Verlustes einer absoluten Norm des Handelns, was ich im nächsten Kapitel weiter ausführen werde. Hat er einmal erkannt, daß weder die Kirche noch die Wissenschaft in der heutigen Form die Erziehung übernehmen kann, die heute erforderlich ist, so wird auch zur Begründung der utopistischen Hochschule der Zukunft Rat werden, von der ich in dem erwähnten Schriftchen über die Hochschule gesprochen habe. Er wird sich überzeugen, daß eine Institution nötig ist, die im wahren Sinne lehrt und Lehrer bildet; Lehrer aber, die imstande sind, auf Grund des Staatsbegriffs und im Einklang mit dem Staatsbegriff unserem Volke und deren Führern eine Erziehung zu geben.

Die neueren Pädagogen haben für den Staat noch sehr wenig Verständnis gezeigt. Comenius denkt bloß an das Reich Gottes. Er sieht aber nicht, daß das Reich Gottes zu einer weltlichen Macht werden muß, wenn es Träger der Erziehung sein will. Freilich wirkte die mittelalterliche Kirche im Grunde durch die große religiöse Idee, die sich in ihr verkörperte. Aber daß diese Idee eine dauernde erzieherische Kraft ausströmen konnte, verdankte sie eben ihrer Verkörperung in der Kirche. Rousseau ist womöglich noch weiter vom Verständnis des Staates entfernt. Er sagt einmal, der Erzieher, der einen Zögling zu bilden unternähme, müsse sich klarmachen, ob er ihn zu einem Staatsbürger oder zu einem Menschen erziehen wolle. Er hält also beides für unvereinbare Gegensätze. Das ist aber nur in dem Falle richtig, daß man Mensch gleich Anarchist setzt. Rousseau verstand in schwachen Stunden in der Tat unter einem Menschen einen Anarchisten und heute tut man es ebenfalls, wenn man es auch nicht zugesteht. Heute denken die meisten Freunde und Förderer von Kunst und Wissenschaft, sie müßten Feinde des Staates sein. Der Staat sei nicht liberal, und Freunde von Kunst und Wissenschaft müßten doch liberal sein. So sei ein natürlicher und unheilbarer Gegensatz vorhanden, dem denn auch auf die mannigfachste Weise Ausdruck gegeben wird. Man wolle sich aber, wenn nicht anders, so wenigstens im Hinblick auf die griechische Kultur eines Besseren belehren lassen. Der

griechische Staat war viel härter, eindringender, anspruchsvoller als der heutige, und doch lebte, erstarkte und blühte die griechische Kultur in und mit dem Staate. Die Baukunst und das Theater, um die kräftigsten Äußerungen griechischer Kultur zu nennen, sind nur denkbar auf der Grundlage des Staates. Dessen Ausfluß und Verklärung sind sie.

Ich meine, das Bild unserer heutigen Zeit, die zerrissene, unerzogene, unglückliche moderne Seele müßte uns den Beweis liefern, daß unsere Kultur eines festen Rückhalts bedarf. Es war sehr leicht, eine Fessel nach der anderen abzuwerfen und möglichst frei zu werden. Jetzt stehen wir mit unserer Freiheit da und bringen kein einziges starkes Wort mehr aus der Kehle, tun keine einzige starke künstlerische Tat mehr, sondern verlieren uns in schwächlichen Gefühlen, in nutzlosen Betrachtungen, in kurzen Genüssen und — sehnen uns. Wonach? Nach dem Papst, den wir verjagt haben? Nach der Knechtschaft, die wir abgeworfen haben? Es hat hie und da den Anschein. Aber hoffentlich sehnen wir uns nach einer neuen Befestigung und durchdringen uns mit der Überzeugung von der kulturschaffenden Kraft des staatlichen Zusammenhanges. Wir begreifen, daß wurzellose Pflanzen kein wirkliches Leben haben, daß der Mensch so gut wie die Pflanze einen Nährboden braucht und daß nach der Zerstörung der Kirche nur die Staatseinheit als sichtbare wirksame Verkörperung des gestaltenden Volkswillens diesen Nährboden für uns abgeben kann. Befreien wir unser Leben und unsere Schöpfungen von der Vereinzelung, der Zufälligkeit, der Kraftlosigkeit!

Ich bin der entschiedenen Überzeugung, daß wir uns nach einem festen Rückhalt für unsere Kultur umsehen müssen und daß es keine törichtere Verkennung der ganzen heutigen Lage gibt, als wenn die geistig und künstlerisch Gebildeten in dem Staate einen Feind der Kultur sehen. Er ist im Gegenteil der Bürge und der Halt der Kultur. Woher diese Verkennung hauptsächlich stammt, ist deutlich genug. Ich habe es schon mehrfach erwähnt. Der Grund dafür, daß man den Staat als Kulturmacht nicht nötig zu haben glaubt, liegt vor allem darin, daß man nicht

handeln, sondern bloß zusehen und genießen will. Der Gelehrte und Kritiker in seinen verschiedenen Gestalten braucht allerdings keine solche Grundlage für sein höheres Leben, wie ich sie fordere; er braucht auch die Erziehung nicht, die ich im nächsten Kapitel zu schildern versuchen will. Er ist befriedigt, wenn der Staat ihm ein klares umfassendes Betrachten und Beurteilen ermöglicht und erleichtert. Da die Wissenschaft heute eine große Macht ist, kann daher auch das Verlangen nach einer solchen Grundlage nicht recht Wort werden. Von den Gelehrten wird ja die Forderung gar nicht verstanden. Ihnen erscheint jeder der sie stellt, rückständig. Es ist aber mit der Rückständigkeit eine eigne Sache. Von jeher dünken sich die theoretischen Menschen fortgeschrittener als die praktischen; denn sie sehen, daß diese allerhand Bedürfnisse haben, die sie nicht mehr haben, und zu Göttern beten, denen sie den Gehorsam gekündigt haben. Der Betrachtende sieht weiter als der Handelnde. Ob er damit aber auch weiter ist? Der Handelnde hat weder Zeit noch Fähigkeit, seine Götter so genau zu prüfen wie der Betrachtende. Er sieht von dieser Prüfung am liebsten ganz ab und übernimmt unbesehen die Ideale, die ihm seine Vorfahren als Vermächtnis hinterlassen. Handelnd allerdings prüft er sie. Denn er verlangt von ihnen, daß sie ihm, indem er wirkt, ihren Wert beweisen. Sobald er einsieht, daß sie ihn nicht unterstützen, ihm seine Kraft und Sicherheit vielmehr nehmen, löst er sich von ihnen, sucht dann aber möglichst schnell andere, die ihm den Dienst leisten, den er von seinen Göttern verlangt.

Die einzige Frage also, die er an einen allgemeinen Grundsatz (religiöser, moralischer, politischer Art) richtet, ist: hilft mir dieser Satz dazu, mein Leben in fruchtbarer Tätigkeit hinbringen zu können? Davon allein hängt seine Entscheidung für oder gegen den Satz ab. Er fragt aber nicht: ist der Satz theoretisch haltbar? Es ist ihm gleichgültig, ob der Satz gut oder schlecht fundiert ist, ja auch, ob er erweislich unwahr ist. Kommt der Kritiker zu ihm und will ihm die Unhaltbarkeit beweisen, so sagt der Handelnde mit Recht: was gewinne ich für mein Handeln, wenn ich dir zuhöre? Machst du mich stärker, wenn du mich

von deiner Meinung überzeugst? Du willst mir das Beste nehmen, was ich habe, den Sinn meines Lebens und den Wert meines Tuns. Was gibst du mir zum Ersatz dafür? — Er hört ihn also nicht an, er verfolgt ihn wohl gar als einen Feind alles Hohen und Edlen, aller Tüchtigkeit und Kraft. Er erkennt nur eine Aufgabe des Theoretikers und Urteilers an, nämlich die, den Boden, auf dem die Handelnden stehen, fest und gefahrlos zu machen, damit sie wirken und ihre vollen Kräfte brauchen können.

Man muß dies im Auge behalten, um die Rückständigkeit so vieler tüchtiger Menschen unserer Zeit richtig zu verstehen. Sie halten das Alte fest und mißtrauen den klugen Kritikern, die es ihnen nehmen wollen. Ich glaube nicht, daß sie darum die Verachtung und den Spott verdienen, der sich so reichlich über sie ergießt. Sie sind viel schaffensfreudiger und einheitlicher als die Fortgeschrittenen, die mit dem alten Glauben auch die Kraft eingebüßt haben und alles Heil in der Betrachtung sehen. Man darf den konservativen Elementen unseres Volkes ihr Festhalten am Alten erst dann zum Vorwurf machen, wenn nicht nur die Untauglichkeit und Schädlichkeit der alten Ideale offen zu Tage liegt, sondern wenn auch neue Ideale gefunden sind, die vollen Ersatz für die alten bieten, die also einem kräftigen Handeln und glücklichen Leben zur Grundlage dienen können. Solange das nicht der Fall ist, müssen z. B. die stärksten politischen Parteien notwendig reaktionär sein. Liefern wir ihnen den Beweis, daß die neuen Gedanken, die wir bringen, nicht bloß theoretisch richtiger, sondern praktisch fruchtbarer sind als die veralteten, die sie nicht fahren lassen wollen! Widerlegen wir durch die Tat den Vorwurf, den sie erheben, daß wir nur zerstören und auflösen wollen, daß wir die Quelle der Tatkraft verstopfen, nämlich das Vertrauen in den Menschen und in die Welt (in Gott), und daß wir den Staat und seine Glieder in Atome zersprengen!

Moralische oder künstlerische Erziehung.

Wir erinnern uns an den Begriff der formalen Bildung, der von den Vertretern unserer höheren Bildungsanstalten aufgestellt worden ist. Wir wollen denselben jetzt etwas näher zu bestimmen suchen. Formale Bildung empfangen, kann offenbar nur bedeuten, daß der Mensch geformt wird; und dies geschieht durch Übung und Schulung seiner Kräfte. Er ist formal gebildet, wenn er wirklich Form geworden ist, wenn seine Kräfte und Fähigkeiten ihm jederzeit zu Diensten stehen und er mit ihnen schalten kann wie der geübte Klavierspieler mit seinem Instrument.

Eine solche formale Bildung (oder wie ich lieber sage: eine solche künstlerische Erziehung) erhält z. B. der Soldat. Wesen und Wert unseres militärischen Dienstes ist die Übung des ganzen Körpers und der ihn leitenden seelischen Kräfte. Der moderne Staat als Leiter des Heerwesens hat ein großartiges Verständnis für seine Kulturaufgabe bewiesen, als er den Soldaten nicht bloß technisch auf den Krieg vorbereitete, sondern den ganzen Menschen zu schulen unternahm. Unser Volk in Waffen lernt nicht bloß die Kriegskunst, sondern lernt Haltung, lernt Gewalt über sich selber, Ausnutzung seiner Kräfte, lernt vor allem Rhythmus. Der Rhythmus, dieser Vater alles Lebens, aller Kunst und Kultur waltet im Heere. Alle Verrichtungen geschehen rhythmisch; sie werden taktmäßig gegliedert, zu Gruppen zusammengefaßt und in einem System vereinigt. Das entfernt sie zunächst sehr weit von der „Natürlichkeit“ und gibt unseren Naturfreunden und Anarchisten Anlaß, über Sklaverei und Schematisierung zu schelten. Der Parademarsch eines Truppen-

körpers ist gar nichts Natürliches. Die Hammelherde bewegt sich bei weitem natürlicher vorwärts; denn ihr fehlt es an der rhythmischen Vereinigung zu einem Ganzen. Jeder Hammel für sich ist eine rhythmische und organische Einheit so gut wie der Mensch. Die Lebensvorgänge eines jeden Geschöpfes verlaufen rhythmisch und haben künstlerische Gesetzmäßigkeit. Aber erst der Mensch hat es verstanden, diese Gesetzmäßigkeit auch für sein bewußtes höheres Handeln herzustellen und sie zum Zusammenschluß vieler Menschen zu organisierten Gruppen zu verwenden. Der Rhythmus ist das Geheimnis aller Gemeinschaftsbildung. Und der Rhythmus ist auch das Geheimnis der Erziehung! (vgl. über die Frage im allgemeinen das Werk von Bücher: Arbeit und Rhythmus. Auch meinen Aufsatz: Krankheiten des Willens, in „Das klassische Ideal" von E. und A. Horneffer bitte ich heranzuziehen).

Der Staat hat also außer dem negativen und rohen Erziehungsmittel, das wir oben nannten, nämlich der Bestrafung von Übertretungen und Abweichungen des Einzelnen von den Gesetzen, auch ein positives Erziehungsmittel zur Verfügung, das höher steht als jedes andere von Religionen oder anderen Erziehungsmächten angewandte Zwangsmittel. Wir können alle der künstlerischen Erziehung entgegenstehenden Formen der pädagogischen Beeinflussung unter dem Namen moralische Erziehung zusammenfassen. Das Wesen der moralischen Erziehung ist, daß dem Schüler bestimmte theoretisch ausgesprochene Lehren erteilt werden. Deren Befolgung sucht man durch irgendwelche Vorstellungen (Drohungen oder Belohnungen) zu erzielen. Man übt also die gewünschte Handlungsweise nicht einfach ein, sondern befiehlt sie oder rät sie an; auf höheren Stufen erklärt man sie auch und vergißt über der Erklärung manchmal ganz das Pädagogische, so daß die Tätigkeit des Erziehers lediglich in der Belehrung besteht. Stets wird der Mensch bei der moralischen Erziehung zur Selbstprüfung ermuntert. Sein Verantwortungsgefühl wird gestärkt. Man prägt ihm ein, daß alles, was er tue und unterlasse, auf ihn selber zurückfalle. Man macht ihn seiner selbst bewußt und in gewissem Sinne von sich

selber unabhängig. Durch all das sucht man dasselbe zu erreichen, was die künstlerische Erziehung zu erreichen sucht, nämlich man hebt den Menschen auf eine höhere Stufe des Lebens hinauf und gibt ihm eine neue Form. Aber man erreicht es auf andere Weise, und die Form, die der Mensch erhält, ist eine andere.

Ich weiß wohl, daß sich moralische und künstlerische Erziehung in Wirklichkeit nicht völlig trennen lassen. Keine tritt rein auf. Stets wird die eine ein wenig durch die andere unterstützt. Trotzdem wird man zugeben, daß es die beiden Grundformen der Erziehung sind, und daß in der Regel eine von beiden so stark überwiegt, daß sie das Bild einer Kultur, einer Gruppe usw. beherrscht.

Von der feineren Ausbildung und methodischen Anwendung der künstlerischen Erziehung hängt nun meines Erachtens die Weiterentwicklung unserer heutigen Kultur ab. Der höhere geistige Unterricht muß auf die künstlerische Erziehung gegründet werden, nicht, wie es heute der Fall ist, auf die moralische. Denn diese reicht nicht aus. Sittliche, auf die Religion gestützte Gebote sind nur noch für einen Teil des Volkes wirksam. Das sieht man auch ein und hat sie deshalb auf dem Gymnasium und der Hochschule fallen lassen. Man predigt nicht Moral und zwingt nicht zu Bußübungen, auch nicht zu Keuschheit, Mäßigkeit im Trinken usw. (wenigstens nicht auf der Hochschule). Man hat die moralische Erziehung so weit verflüchtigt, daß nur theoretische Belehrung übrig geblieben ist. Man kann dies z. B. an der Stellung sehen, die die heutige Schule dem Religionsunterricht zuweist. Bekanntlich ist hie und da die Aufhebung des Religionsunterrichts verlangt worden, da die Schule nichts mit der Religion zu schaffen habe. Die Kirchen müßten für die religiöse Unterweisung ihrer Mitglieder sorgen; das sei nicht Sache der Schule. Die Schule müsse nicht nur über den Konfessionen stehen, sondern müsse religionslos sein. Hiergegen sind von verschiedenen Seiten Einwendungen gemacht worden. Manche haben die alte überlebte Anschauung festgehalten (so auch der Staat), daß die Schule keine höhere

Aufgabe habe, als die eine anerkannte ewige Religion und Sittlichkeit dem jungen Geschlecht einzupflanzen (während es doch gar keine allein berechtigte Religion und Sittlichkeit gibt, sondern viele verschiedene; mögen dieselben auch gewisse Grundsätze gemein haben, so kommt es doch gerade auf die Folgerungen aus diesen Grundsätzen und die wirkliche Gestaltung des Glaubens und Handelns im einzelnen an). Damit wird also die moralische Erziehung im primitiven Sinne aufrecht erhalten. Andere sehen das Unhaltbare und Veraltete dieser Auffassung ein; aber auch sie wünschen die Beibehaltung des Religionsunterrichts. Wie aber soll er gehandhabt werden? Rein aufklärend und berichtend. Man meint mit vollem Recht, daß das Christentum eine Grundlage unserer Kultur sei; deshalb müsse jedes Mitglied der Kultur das Christentum kennen lernen und verstehen. Ganz richtig! Aber von diesem theoretischen Bekanntmachen, von dieser intellektuell verflüchtigten moralischen Erziehung erwartet man hoffentlich keine starke Wirkung auf die Schüler. Wenn man im Christentum unterrichtet wie in der Botanik oder in der griechischen Konjugation, so ist das doch Philologie, aber keine Religion und keine Erziehung. Nicht anders ist es mit philosophischen oder theologischen Vorlesungen über Welt- und Lebensanschauung, die wir auf der Universität zu hören bekommen. Sie sind sehr belehrend und vermehren Wissen und Einsicht, aber sie sind für die innerste Bildung des Studenten nur von geringem Belang. Führt man auch auf dem Gymnasium einen philosophischen Unterricht ein, etwa an Stelle des Religionsunterrichts, so werden die Schüler gewiß danbkar dafür sein. Aber, daß man sie dadurch zur Erfüllung ihrer Aufgaben als Mitglieder der Kultur genügend fähig mache, darf man nicht glauben.

Ich meine keineswegs, daß die Belehrung und Aufklärung unnötig sei. Ich gehe sogar soweit, daß ich auch das Moral-Predigen, also direktes paränetisches Beeinflussen der Schüler für dringend wünschenswert halte. Moralische Erziehung ist in jeder Gestalt von Nutzen, gesetzt daß sie richtig gehandhabt wird. Der Lehrer hat die Pflicht, der Seelsorger seiner Schüler zu sein,



und kann als solcher manchmal sehr viel ausrichten (vgl. mein Schriftchen über den „Verfall der Hochschule"). Aber die moralische Erziehung ist in keiner Gestalt für uns ausreichend. Sie muß ihre Ergänzung in der künstlerischen finden.

Welcher Art ist die Wirkung der moralischen Erziehung? Sie macht den Menschen seiner selber bewußt, wie wir sagten. Sie macht die Vernunft und deren Entscheidungen zum Herrn des Menschen. Tugend ist Wissen, das ist der Grundsatz der moralischen Erziehung. Dieser Satz ist von Sokrates aufgestellt worden und ist meiner Meinung nach das Zeichen einer Krise in der griechischen Kultur. Die Triebe wirken nicht mehr im Sinne der Kultur, sind nicht mehr sicher und einheitlich; darum will und muß der Mensch Klarheit über sich selber gewinnen und sich ein neues, durch Erkenntnis gefundenes Lebensziel stellen. Er muß von neuem lernen, was gut und böse ist. Die Griechen haben gezeigt, inwiefern die moralische Erziehung Ausdruck der Entartung und zugleich Gegenwirkung gegen die Entartung ist. Dadurch daß sie sich eine Lebenskunst erfanden, erhielten sie sich aufrecht. Die Philosophie trug viel dazu bei, daß das Griechentum den politischen Ruin überlebte (noch mehr freilich trug die künstlerische Erziehung dazu bei, worüber unten). Die Philosophie ist seit Sokrates und sogar schon seit Pythagoras ein Warnzeichen der beginnenden Erkrankung des griechischen Kulturkörpers. Die Krankheit wird erstens studiert und zweitens durch Heilmittel, d. h. methodische und unnatürliche Eingriffe bekämpft. Es ist kein Vorwurf gegen die Maßregeln, die die moralische Erziehung trifft, wenn man sie unnatürlich nennt. Platon hat mit dem Heilmittel, das er seinem Volke anriet, vielleicht nicht so unrecht gehabt, wie es den Anschein hat. Er schlug Entsinnlichung vor. Die wüsten politischen und sonstigen Leidenschaften einerseits, das genießende Kunstschwärmen andererseits schien ihm eines starken Gegengewichts bedürftig. Er verordnete Mathematik, Verachtung der Sinne, Zusammenziehung des Menschen. Die Menschen seiner Zeit schienen ihm nicht ernst und nicht tief genug. Wie stark er mit seinem Heilmittel gewirkt hat und bis heute wirkt, ist bekannt.

Die moralische Erziehung macht die Lebensführung folgerichtig und logisch. Durch direkten Zwang, durch Gebote und Verbote, durch Aufklärung und Experimente wird der Mensch von seinen Trieben unabhängig und unterwirft sich der Vernunft. Wissend lebt er sein Leben. Gelangt er auf diesem schweren und harten Wege zu einer wirklichen Sicherheit des Lebens, so hat er etwas Großes erreicht. Aber sehr leicht erliegt er auf dem Wege. Das Wissen ist ein grimmiger Feind des Lebens. Es hindert den natürlichen Verlauf der Lebensvorgänge und stellt sich immerfort zwischen die Triebe und ihre Befriedigung. Wir Heutigen kranken alle an zu großem Wissen. Wir durchschauen den Menschen wie keine frühere Zeit, wir kennen seine Entwicklung, seine Wachstumsbedingungen, seine Schicksale und Irrungen. Diese Erkenntnisse treten aber auf Schritt und Tritt unserem Instinkte entgegen. Weil er immerfort überhört wird, schweigt der Instinkt endlich ganz; und weil von der Vernunft jede Handlung als mangelhaft, jedes Lebensziel als falsch und jeder Lebensmut als nutzlos nachgewiesen wird, hören wir völlig auf, zu handeln.

Aber wir hätten zu große Erkenntnis? Wir handelten nicht? Haben wir nicht selber ausgesprochen, daß unsere Zeit in die Irre geht und sich in Tätigkeit erschöpft? — Wohl irren wir und streben. Aber unser Handeln geschieht nicht aus der Tiefe unseres Wesens heraus, sondern nach oberflächlichem Rechnen und Klügeln. Der Wissende ist blind. Der Instinktive ist sehend. Wir sind nicht imstande, unser bewußtes Handeln zu einem gesetzmäßigen zu machen. Die Bewußtheit lähmt uns, statt zu einem Antrieb zu werden. Es ist ja nötig, daß wir Klarheit über uns gewinnen, so gut wie die Zeit der Sophisten und des Sokrates. Wir tun recht daran, möglichst große Erkenntnis zu erwerben. Aber dann muß das Wissen sich in Handeln umsetzen, die Bewußtheit muß Unbewußtheit, das Erkennen Fühlen werden. Mit anderen Worten: moralische Erziehung muß der künstlerischen Platz machen.

Die theoretisch moralische Ausbildung, die wir auf der Schule erhalten, muß nutzbar gemacht werden, indem sie uns

einverleibt und zu unserem wahren Besitztum gemacht wird. Wir werden nur dadurch zu Kulturmenschen, daß wir die theoretischen Mittel zur Kultur in Praxis verwandeln. Der Fehler der Schule ist der, daß sie dies unbeachtet läßt, daß sie meint, die moralisch-theoretische Erziehung genüge. Aber Lehre und Aufklärung verneint und trennt nur. Sie baut keinen Menschen auf und schafft keine positive Kultur.

Wir können an der Volksschule lernen, wie das Wissen nutzbar gemacht und wie moralische Erziehung in künstlerische umgewandelt werden kann. Es ist den Begründern der Volksschule gelungen, abstrakte Grundsätze zu fruchtbaren Erziehungsmitteln zu machen. Scharfsinn, klare Überlegung, systematische Beobachtung, kurz Theorie hat kräftige und sichere Praxis geschaffen. Dazu verhalf freilich, daß die Theorie sich beständig bei dem Instinkt Rats holte und ihn nicht geflissentlich übersah. Der Instinkt machte Pestalozzi klug. Sein Wissen ist nichts anderes als ein Instinkt der Liebe, der sich zur Klarheit durchzuarbeiten suchte. Was man dann zur Theorie verdichtet hatte, das wurde der Masse der Lehrer nicht bloß vorgetragen und erklärt, wie es wohl auf der Universität geschieht, sondern es wurde ihnen praktisch eingeübt. Sie wurden und werden in den Stand gesetzt, die Grundsätze zu handhaben, nicht bloß sie zu verstehen, wie die Oberlehrer. So blieb die Theorie nicht ohnmächtig, sondern schuf Leben und Kultur. Sie wurde aber auch nicht zum künstlichen Dilettantismus, zum willkürlichen Experimentieren, wie man es bei anderen Pädagogen, auch bei Oberlehrern sieht, die pädagogischen Neigungen nachgeben. Leider ist auch die Volksschule heute nicht mehr frei davon. Es machen sich Anzeichen bemerkbar, daß auch sie der Zeit unterliegt und teils dem pädagogischen Dilettantismus Raum gibt, teils in der Theorie stecken bleibt und sich mit bloßem Unterrichten und Aufklären begnügt.

Im Kapitel über die Bildungsanstalten war schon die Rede davon, weshalb der moralischen Erziehung heute die Kraft genommen ist. Unsere Kultur hat keine einheitliche Welt- und Lebensanschauung mehr. Es gibt keine festen Dogmen, keinen

ein für allemal feststehenden Glaubensinhalt mehr. Aus einem solchen aber schöpft die moralische Erziehung allein ihre Kraft. Die Angriffe, die heute gegen die Moral gerichtet werden, sind durch moralische Erziehung nicht aus der Welt zu schaffen; sie sind eine Tatsache, der nur auf andere Weise beizukommen ist. Vor allem müssen wir dieser Tatsache, d. h. der Tatsache des Verfalls der auf die Religion gestützten Moral, ruhig ins Auge sehen. Einzelne Männer, Werke und Vorkommnisse sind nicht Ursache, sondern höchstens Ausdruck der Erscheinung. Die theoretischen Einwände, die man früher gegen die Religion erhob, konnten ihr nicht gar so viel anhaben. Auf die Empfindung und das praktische Bedürfnis nach Religion hatten sie wenig Einfluß. Jetzt aber, wo die Lebensanschauung des Christentums in Frage gestellt wird, wo sich das innerste Lebensgefühl gegen das Christentum empört, jetzt ist der Religion und Moral die Axt an die Wurzel gelegt. Man sollte zwar glauben, daß die Leugnung der Gottheit Christi und überhaupt die Leugnung irgend einer Offenbarung auch die Leugnung eines unabänderlichen Glaubensinhaltes zur Folge haben müßte. Wenn Jesus ein schwacher, irrender Mensch ist wie wir, wenn er innerhalb eines bestimmten Volkes steht und von einem beschränkten Gesichtsfelde aus lehrt und urteilt, so können seine Lehren für eine völlig anders geartete Kultur nicht maßgebend sein. Sie können einen historischen und einen erzieherischen Wert für uns haben. Aber der Anker unseres Lebens, der feste Pol im Wandel aller irdischen Dinge können sie nicht sein. Alle Vergangenheit, auch die größte und fruchtbarste, kann nur Bausteine für uns abgeben, aus denen wir uns unser eignes Haus bauen müssen. Unter diesen Bausteinen mögen einige sehr wertvoll sein, es mögen sich Grundsteine und Ecksteine darunter befinden. Aber wie wenig habe ich, wenn ich bloß die Steine zum Bau habe! Und wie wenig bestimmen die Steine den Charakter und die Form eines Baues!

Hat nicht Gott uns die Lehren und Gebote gegeben, die in der Bibel stehen, so sind sie unvollkommen, einseitig, vergänglich wie alles Irdische; es gibt dann überhaupt keine dauernde

Wahrheit, keine feste Form, in die wir unser Leben bringen sollen, kein ewig gleiches Ziel, das wir uns stecken sollen. Ich finde, daß Nietzsche und Stirner hier durchaus die richtige Folgerung gezogen haben. Die moralischen Gesetze stehen nur fest, wenn sie Gott sind, wenn die Weltregierung sich in ihnen verkörpert. Sind sie Menschenwerk, so verwehen und verschwinden sie. Es ist meiner Meinung nach durchaus unstatthaft, wenn man sie als Natur, als selbstverständliche Forderungen des Lebens hinstellt und ihnen dadurch die Ewigkeit und Allgemeingültigkeit erhalten möchte. Der Mensch ist als moralischer, christlicher Mensch durchaus etwas Unnatürliches. Er ist im Kampf gegen die Natur und gegen die Gemeinde zu der Aufstellung der christlichen Moralgebote gelangt; er hat sie diesen beiden Mächten abgetrotzt und sich dadurch über sie erhoben. Und wir werden und müssen weiter kämpfen und den beiden Mächten neue Zugeständnisse abnötigen. Gewiß suchen wir immer von neuem einen Bund mit ihnen zu schließen und müssen, wenn wir leben wollen, einen Zusammenhang mit ihnen behalten. Aber der eigentliche Wert der Gesetze, die wir uns auferlegen, liegt in dem, was sie vom Natürlichen, Tierischen, Vegetativen unterscheidet. Pestalozzi sagt einmal, die menschliche Kultur sei ein erhabenes Haus, das auf dem Felsen Natur sich erhöbe. Es stehe nur so lange, als seine Schwere auf dem Felsen ruhe und nicht der geringste Zwischenraum zwischen dem Bau und dem Felsen vorhanden sei. Das ist ein sehr schöner Vergleich. Aber offenbar ist die eigentliche menschliche Leistung die Erhebung des Baues in die freie lichte Höhe. Ein Bau ist um so schöner, je besser er die schweren, liegenden und herabziehenden Massen den aufwärtsstrebenden Kräften dienstbar macht. Aus dem Kampf des Abwärts und Aufwärts wird die Schönheit geboren, der gestaltete Mensch, die wahre Kultur.

Von hier aus verstehen wir, daß der künstlerisch Erzogene weder ein festes Ziel, eine ewige Norm des Handelns, noch (als deren Schergen) Drohungen und Verheißungen, Strafen und Belohnungen braucht. Vergängliche und wechselnde Ziele genügen ihm vollkommen. Sie sind Anhaltspunkte, Hilfen seines Strebens,

aber nicht dessen Sinn und Ende. Durch die künstlerische Erziehung werden ihm Fehltritte und Verbrechen unmöglich gemacht. Die Stümperei im Handeln, möchte ich sagen, ist bei ihm durch die Erziehung beseitigt worden. Der Soldat kann einfach nicht mehr mit dem rechten Fuß antreten oder das Gewehr falsch anpacken. Der Dichter kann nicht mehr anders, als gewisse Stilgesetze beobachten. Nicht weil ein fremder oder der eigne Wille sie zwingt, nicht weil Lohn oder Strafe ihrer wartet, halten sie sich streng an ein System von Regeln, sondern weil dies System von Regeln ihnen zur Natur geworden ist. Sie tun das, was richtig ist, ohne es zu wollen und zu wissen. Das System von Regeln ist nicht ein bestimmtes, den Menschen ganz und gar bindendes Ziel. Nein, innerhalb der Regeln entwickelt sich das eigne positive Leben und Wollen des also Erzogenen. Er ist frei trotz dieser Regeln oder gerade durch diese Regeln. Beim Soldaten haben wir hier nur an die einfacheren, vor allem die körperlichen Funktionen zu denken. Ob er durch eine moralische Erziehung in anderer Weise gebunden und auf ein objektives Ziel gerichtet wird, hat mit unserer Darlegung hier nichts zu tun. Man trenne das wohl. Die künstlerische Erziehung schreibt kein objektives Ziel vor. Sie bringt den Zögling in die Lage, sein eigenes Ziel mit Notwendigkeit finden zu können. Sie lehrt ihn die Füße gebrauchen. Das Gehen ist seine Sache. Es hängt von seinen Kräften ab, wie weit und wie schnell er geht, so wie es von dem Talent und den persönlichen Eigenschaften des Dichters abhängt, wie seine Gedichte ausfallen und welchen Inhalt sie haben.

Die Aufgabe der Schule wäre demnach, der jungen Generation die Anforderungen der Kultur einzuüben und zur Natur zu machen. Die Seele des jugendlichen Menschen soll gestaltet und rhythmisiert werden. Was die soldatische Erziehung und die Volksschule für die einfacheren und gröberen Gebiete des Kulturlebens leistet, muß die höhere und Hochschule für die schwierigeren und feineren Gebiete leisten. Jener Unterricht legt den Grund. Bauen wir auf ihm fort! Rhythmisieren wir den höheren Menschen! Bringen wir ihn dahin, daß er ohne einen

strafenden und lohnenden Gott, ohne eine allgemeingültige Moral sittlich und religiös ist! Lehren wir ihn, seine Seele im Takte der Schönheit zu bewegen und Gesetze zu halten oder zu bilden, die in sich die Wahrheit der Gesundheit und der Lebenskraft tragen!

Auf diesem Wege gingen die Griechen in ihrer starken mutigen Jugendzeit. Das griechische Leben wurde nicht durch eine ewige Norm geknechtet. Es gab keinen allverbindlichen Glaubensinhalt und keine göttliche, offenbarte Moral, wie bei den orientalischen Völkern und unter der Herrschaft des Christentums. Nur die Mittel des Lebens suchten sie stetig und gleichmäßig zu erhalten, nicht das Ziel. Man kann zwar die Tugenden des Staatsbürgers, die gefordert wurden, ebenfalls als Ziele bezeichnen. Zu ihnen erzog man ja auch nicht bloß künstlerisch, sondern auch moralisch. Aber diese Tugenden ließen das innerste Leben des Menschen frei. Sie gaben ihm Kraft und Nahrung; wie sich der Mensch entfaltete, wie er die inneren Kräfte benutzte, war ihm anheimgegeben. Darüber gab es keine Vorschriften und wir sehen ja, wie reich und mannigfach die Persönlichkeiten in Griechenland emporschossen. Das Christentum dagegen gestattet keine freie Entfaltung. Das höchste Ziel ist ein für allemal gegeben. Und dies Ziel nimmt den Menschen völlig gefangen. Alle Kräfte streben auf einen Punkt hin. Wer seinen eigenen Weg gehen und sein eignes Ziel bilden will, ist ein Häretiker (auf deutsch: einer der eine Wahl trifft, der selber wählt und entscheidet). Das wäre bei den Griechen ein Ehrenname. Bei den Christen ist es ein anderer Ausdruck für den Verworfenen.

Die Griechen haben selber, als sie müde und krank geworden waren, die moralische Erziehung zurückholen wollen. Bei Platon wird der Versuch einer Moralisierung der Erziehung gemacht. Man fühlt, wie schweren Herzens sich Platon dazu entschließt, wie oft er zurückschaut und wie viel er von den großen Kulturerrungenschaften retten möchte. Am bekanntesten ist Platons Angriff auf die Kunst geworden. Er verlangte von ihr moralischen Inhalt und wollte sie nur als moralisches Erziehungs-

mittel gelten lassen. Darnach korrigierte er den Homer durch und verbannte die Tragödie aus seinem Staate. Wenn man es genau betrachtet, stehen die meisten unserer Zeitgenossen auf demselben Standpunkt wie Platon, wenn sie sich auch erlauben, über ihn zu lachen. Ihre Freundschaft und Gönnerschaft gegenüber der Kunst hat auch nur moralische Gründe. Sie schätzen an der Kunst auch nur das rein Belehrende, moralisch, religiös, patriotisch usw.; von künstlerischer Auffassung der Kunst wissen sie nichts, und was ich unten über die künstlerische Erziehung durch die Kunst sagen will, werden sie mit überlegener Miene und weniger guten Gründen als Platon zurückweisen.

Das gelungenste Ergebnis moralischer Erziehung ist der Chinese. Er hat das ganze Leben einem einzigen ewigen Schema dienstbar gemacht, und ist ein durch und durch moralischer Mensch geworden. Das Ziel ist gegeben, ist unabänderlich und füllt den ganzen Menschen aus, sodaß für die freie Entwicklung der Persönlichkeit zu eignen Zielen kein Raum bleibt. Eine solche Entwicklung scheint ihm nicht bloß verbrecherisch, sondern sinnlos. Um dies Ergebnis zu erzielen, war natürlich eine sehr lange und sehr starke Erziehung nötig. Vor 3000 Jahren war, wie wir wissen, das Unterrichtswesen in China bereits weiter entwickelt und vollkommener geordnet, als das der europäischen Völker vor Beginn unseres 19. Jahrhunderts. Der Chinese hat für das Problem des Menschen, das uns Europäern so viel zu schaffen macht, eine wirkliche Lösung gefunden. Alle Fragen des Lebens, Glaubens, Wollens sind beantwortet. Der Mensch lebt sicher und klar. Wir müssen die Erziehungskunst, die so viel vermocht hat, bewundern, wenn wir auch keine Neigung spüren, uns einer ähnlichen Erziehungskunst zu unterwerfen. Die Lösung des menschlichen Problems, welche wir suchen, ist eine andere und ist überhaupt keine dauernde. Trotzdem nähern sich alle, die die moralische Erziehung in den Vordergrund stellen, unbewußt dem chinesischen Lebensideal. Bei Platon tritt das ganz deutlich hervor. Auch bei Neueren kann man es bemerken.

Man glaube ja nicht, daß die Griechen von ihrer Kunst



nicht pädagogische Wirkungen verlangt hätten. Der Künstler ist namentlich in den älteren Zeiten der berufene Lehrer des Volkes. Man will von ihm lernen, nicht sich seine Nerven von ihm kitzeln lassen. Aber wie lernte man? Die moralischen Sprüche und Lebensregeln, die man sich merkte und nachsprach, waren Nebensache. Daß der Künstler durch die Schönheit seines Werks die Menschen und Generationen bildete und gestaltete, war das Wesentliche. Seine gestaltete Seele sprach sich in seinem Werk aus; ja, die nach Gestaltung verlangende Seele der ganzen Gemeinde sprach sich in ihm aus. Dadurch wirkte es; dadurch baute es die Hörenden und Schauenden auf und erhob sie zu Kulturmenschen, besserte und vervollkommnete sie also. Sie gewannen Anteil an dem höheren vollkommeneren Sein, das die Kunstwerke hatten. Ein Kunstwerk ist eine pädagogische Lehre. Die Lehre wird aber nicht mit Worten als eine Vorschrift vorgetragen (das geschieht nur in ganz besonderen Fällen), sondern wird gezeigt, wird erfüllt. Ein künstlerisch erzogener Mensch ist der, welcher die Moral (im weitesten Sinne) erfüllt und dadurch als Moral, d. h. als Summe von Geboten und Verboten aufhebt. Sie wird Natur.

Der Mensch will der Natur und Gemeinde Herr werden. Er zwingt sich unnatürliche Lebensformen auf. Die bewußte Erkenntnis zeigt sie ihm; die moralische Erziehung (also Askese, Befolgung von Geboten jeder Art) prägt sie ihm ein. Er müht sich solange, bis die Unnatur zur Natur geworden ist, bis er sich die Erkenntnisse und Gebote einverleibt hat. Dann hat er die Freiheit zurückgewonnen. Dann ist der Knecht seines Ideals zum Gebieter geworden. Er handelt aus dem Instinkt heraus mit der gleichen Notwendigkeit wie das Tier. Er ist Kunst, die ja immer Freiheit und Notwendigkeit zugleich ist. Auf dieser Höhe angelangt, vermeidet der Mensch das „Böse“, weil er es instinktiv haßt und es auch, wenn er wollte, nicht tun könnte. Wie man sich dem Feuer nicht deshalb fern hält, weil es verboten ist, sondern weil der eigne Lebensinstinkt sich dagegen wehrt, so wehrt sich der Instinkt des Griechen gegen Maßlosigkeit und Häßlichkeit. Aus diesem Grunde hatten die Hellenen

das Recht, sich allen Umwohnern gegenüber als die Höheren, als Kulturmenschen gegenüber Barbaren zu empfinden. Der ideale Grieche hatte Verbote nicht nötig; er tat das Rechte, weil er nicht anders konnte. Ich sage: der ideale Grieche; denn natürlich erreichte auch dies Volk nicht völlig sein Ziel. Auch wir werden es nicht erreichen. Wir werden immer eine starke moralische Erziehung nötig haben. Aber sollten wir nicht über den Standpunkt des Barbaren, der Knecht ist und schrankenlos sein möchte, hinausgelangen? Sollten wir die Mahnung unseres Goethe nicht beherzigen dürfen: jeder sei auf seine Art ein Grieche, aber er sei's!

Man sehe auch die Greisenzeit der griechischen Kultur an. So häßlich und roh sich im allgemeinen die Entartung bei den Römern äußerte, so sanft und schön äußerte sie sich bei den Griechen. Sie ist Ermüdung und Verweichlichung. Leben und Kunst werden zur Tändelei. Man spielt und verliert sich in Wunderlichkeiten, bleibt aber immer schön. Die Instinkte bewahren die Feinheit und Richtung, die sie durch die lange Erziehung der Nation gewonnen hatten.

Doch kommen wir nun endlich zu der Frage, wie die künstlerische Erziehung auf unserer höheren Schule Wirksamkeit erlangen kann. Welche Mittel haben wir, sie in Anwendung zu bringen, und welche Änderungen im Unterricht würde sie im Gefolge haben?

Das erste ist die Unterrichtsmethode. Jeder Unterricht kann formal bildend erteilt werden. Jeder Gegenstand kann so gelehrt werden, daß er den Menschen nicht nur kenntnisreicher macht, ihm auch nicht nur Vorschriften für sein Handeln erteilt, sondern ihn gestaltet, seine Kräfte und Fähigkeiten regelt. Der Schüler gliedert das, was er lernt, sofort dem, was er kann, an und verleibt es seinem Organismus ein. Bei schlechtem unmethodischem Unterricht bleibt das Gelernte tot. Der Lernende gewinnt keinen Zusammenhang mit ihm. Es ist, als ob jemand einen Stein verschluckte. Der Körper weiß mit dem Stein nichts anzufangen. Die Säfte können ihn nicht auflösen. Er bleibt ein fremder unverdauter Bestandteil und wird baldmöglichst wieder

ausgestoßen. Die Lehrmethode hat zwar auch nicht die Fähigkeit, unseren geistigen Magen zur Verdauung von Steinen geeignet zu machen; aber sie regt die Verdauungskraft in solchem Grade an, daß wir mit sehr schwer verdaulichen Speisen fertig werden. Und die Dinge, die die Schule lehrt, sind alle schwer verdaulich, sind alle schwer zu unserem wahren, unseren ganzen Organismus stärkenden Besitztum zu machen. Man gebe sich einmal die Mühe, über die gewaltigen Erfolge nachzudenken, die die Methode in der militärischen Schulung und im Anfangsunterricht der Schulkinder erzielt hat. Comenius und sein abenteuerlicher Vorgänger Ratke hatten nicht so Unrecht, auf ihre Entdeckung stolz zu sein. Mögen sie sie überschätzt haben, mag auch Pestalozzi in seine mechanische, für jeden anwendbare Lehrart zu großes Vertrauen gesetzt haben, — die Bedeutung der Sache an sich ist gar nicht hoch genug einzuschätzen. Man wird nun freilich sagen, daß die Methode wohl bei körperlicher Ausbildung und bei geistigem Anfangsunterricht von Wert sei, aber nicht bei höherem Unterricht. Was wir auf dem Gymnasium und der Hochschule lernten, dulde gar keine bestimmte Methode. Das letztere mag richtig sein. Der einzelne Lehrer und Schüler ist hier gewiß die Hauptsache. Es wird sich keine Methode finden lassen, nach der ein beliebiger Lehrer beliebige Schüler methodisch bilden kann, während in der Tat ein beliebiger Unteroffizier und Volksschullehrer einen beliebigen Kinder- und Rekrutenhaufen auf methodische Weise schult (obwohl auch hier die persönlichen Verschiedenheiten sehr ins Gewicht fallen). Wir werden die Methoden für den höheren und höchsten Unterricht nicht schematisch festlegen können, wie es beim militärischen und Volksschulunterricht geschieht. Das ist aber auch nicht nötig. Die Frage ist, ob sich bei dem höheren Unterricht überhaupt die Lehrweise, die Rücksicht auf die Einverleibbarkeit der Gegenstände in den Vordergrund stellen läßt oder nicht. Ich bin überzeugt, daß das möglich ist und daß der methodenlose dilettantische Unterricht, den wir erhalten (Ausnahmen zugegeben), einfach schlechter Unterricht ist. Ich bin auch überzeugt, daß die griechischen Lehrer hierin viel weiter waren.

Diese Philosophen, die einen Schülerkreis um sich sammelten und ihre jungen Freunde viele Jahre an sich fesselten, verstanden sich auf das Unterrichten gewiß besser als unsere Bücherwürmer, von denen sich die Studenten mühsam den wissenschaftlichen Staub zusammenholen. Die griechischen Lehrer übten und unterrichteten wirklich. Wie schön und bezeichnend ist es, wenn sich Sokrates im Theätet mit einer Hebamme vergleicht! Er leistet seinen Schülern Geburtshilfe, klärt, hebt und richtet ihre Seele. Wir haben ja in den sokratischen Dialogen die Proben dieser geburtshilflichen Kunst, nach der man heute vergeblich suchen wird. Ich sprach oben schon davon, daß der Universitätsunterricht zum Teil dialogisch sein müßte. Fragen und Antworten, wirklicher Verkehr zwischen Lehrenden und Lernenden müßte die Gegenstände lebendig machen, sodaß sie in dem Schüler Wurzel faßten und ein Teil seines Wesens würden. Dies wäre um so nötiger, je wichtiger und praktischer die Gegenstände sind, um die es sich handelt. Die wissenschaftlichen Seminare sind ja sehr treffliche Einrichtungen, um die Technik des Forschens zu lernen und zu üben; aber über die Fachbelehrung erheben sie sich fast niemals. Die griechischen Philosophen hielten mit Recht andere Gegenstände der dialogischen und persönlichen Behandlungsweise für noch würdiger.

Wir lachen über die Disputationen auf den mittelalterlichen Universitäten und können uns nicht genug über die Torheit der damaligen Bildungsgrundsätze wundern. Aber wir hätten eher Grund uns zu schämen, daß wir diese Bildungsgrundsätze so völlig haben fallen lassen. Nehmen wir doch nicht die Auswüchse für die Sache selber! Die Sache war doch, daß man damals wirklich formale Bildung suchte. Man stopfte sich nicht bloß mit Tatsachen und Ansichten aus aller Welt voll wie heute, sondern übte sich in der Entwicklung, Darstellung und Handhabung der Tatsachen und Ansichten. Man wollte nicht bloß lernen, sondern das Gelernte einverleiben und besitzen. Es kam nicht auf das barbarische Was und Wieviel an, sondern auf das Wie. Man lebte, was man lernte.

Gewiß können wir heute nicht mehr Disputationen in der

Art des Mittelalters abhalten. Wir geben der Logik nicht mehr die Entscheidung über die wichtigsten Fragen in die Hand. Die Zeit großer Beweise und Widerlegungen ist vorüber. Aber trotzdem behalten Disputationen einen hohen pädagogischen Wert. Sie lehren das Gelernte benutzen und mit ihm schalten. Sie üben die Ausdrucksfähigkeit, die Herrschaft über den geistigen Besitz und über die geistigen Kräfte; sie könnten heute zu einem ebenso großartigen und belehrenden Schauspiel werden wie im Mittelalter. Damals (ebenso bei den Griechen) suchte man die Wahrheit durch sie herauszubringen und Dogmenstreitigkeiten durch sie zu schlichten. Heute könnte man Persönlichkeiten, Mensch gewordene Kulturergebnisse und Gestaltungsversuche künstlerisch gegen einander führen und sich aneinander messen lassen.

Man wendet ein, daß das Gymnasium ja der Übung des Verstandes diene. Sowohl die alten Sprachen wie die Mathematik seien Mittel, die Verstandeskräfte zu schulen. Nun gut, das wird niemand bestreiten. Man sollte beim Unterricht diesen Zweck nur etwas besser zur Geltung bringen, und sollte nicht glauben, daß die so gewonnene Schulung ausreichend sei. Sie ist nur dazu ausreichend, den Jüngling zur Aufnahme der Wissenschaft fähig zu machen. Ohne Zweifel kann man für den Gelehrtenberuf kaum besser vorbereitet werden, als es auf dem Gymnasium geschieht. Der Student findet sich mit größter Leichtigkeit in die fachmännische Forschung hinein. Aber ein wie geringer Teil der Universitätsbesucher sieht in der fachmännischen Forschung das Ziel seines Lebens! Denken wir namentlich an die Lehrer und Prediger. Was nimmt der Lehramtskandidat und Predigtamtskandidat von der Universität mit ins Leben? Er hat gelernt, wissenschaftliche Arbeiten zu machen, mindestens sie zu verstehen. Aber für sein Leben, für seinen Beruf hat er dadurch sehr wenig gewonnen. Gesetzt, der Oberlehrer arbeitet später noch ein wenig an der Wissenschaft mit, was ihm aus mehreren Gründen nicht oft möglich ist, er verfolgt auch den weiteren Gang der Wissenschaft, so kann doch das nicht das Ziel und erwünschteste Ergebnis seiner Bildung

sein. Und wenn wir es auch nur vom Standpunkt seines Berufes aus ansehen — ist er der beste und richtig vorgebildete Lehrer, wenn er ein geübter Forscher ist? Ich wäre doch mehr dafür, daß man die Lehrertugenden ausbildete und dem Kandidaten mehr Kultur mit auf den Weg gäbe. Damit wäre den Schülern gedient und dem Lehrer. Man hätte nicht mehr nötig, über das Sinken des Oberlehrerstandes zu klagen. Heute ist der Lehrer entweder Gelehrter oder er ist Null, und so ist auch das Gymnasium entweder eine Vorschule der Gelehrsamkeit oder es ist Null. Die Oberlehrer erhalten jetzt ja wenigstens pädagogische Anleitung. Ob aber viel Eifer dabei ist und ob die Hauptfragen dabei überhaupt zur Sprache kommen? Die Interessen des tüchtigen Kandidaten (vom untüchtigen nicht zu reden) sind doch heute den pädagogisch-didaktischen Fragen völlig abgewandt. Er ist nicht im geringsten darauf vorbereitet, sich über die Mittel klar zu werden, durch die man eine lebendige Bildung erwirbt oder schafft. Er hält es für das Höchste, was er als Lehrer tun kann, wenn er ein wenig von dem Universitätsbetrieb auf das Gymnasium überträgt, den Schülern also möglichst früh von der Bildung zu kosten gibt, die die Universität mit vollen Händen ausstreut. Er eifert dem Universitätslehrer nach, was ja auch ganz natürlich ist.

Ich wünschte, eine Umfrage veranstalten zu können über die Stellung, die die Lehrerwelt, namentlich die der Universität, zu dem alten Eloquenzideal einnimmt. Wie ist es zu erklären, daß die Pilologen das Eloquenzideal preisgegeben haben? Sie behaupten, uns in das Altertum einzuführen und das Altertum zu vertreten, und begnügen sich doch damit, es als einen Memorierstoff und als Forschungsobjekt zu behandeln! Was ist das Altertum, wenn man es kennt, aber nicht kann! Was hat man mit den Griechen gemein, wenn man nicht sprechen, nicht lesen, nicht schreiben, nicht sehen, nicht hören kann! Das alles können wir nicht und niemand lehrt es uns. Höchstens denken lernen wir, wie uns die Philologen versichern und wie wir nicht bestreiten wollen. Die mittelalterliche Universität, auch die spätere Schule und Theologie zum Teil, war viel griechischer und rö-

mischer als unsere Gymnasien und Universitäten. Die Disputationen und Deklamationen schufen ein wirkliches Können. Man stellte dar und benutzte, was man gelernt hatte. Dadurch bewies man, daß man es besaß, daß es Fleisch und Blut geworden war und nicht als totes Wissen im Gedächtnis saß.

Es war an sich sehr vernünftig, wenn Basedow erklärte, auf der Schule dürften nicht Dinge gelehrt werden, die dem Genie vorbehalten seien. Damit meinte er Poesie und Rhetorik. Auf die Art, wie man es damals tat, war der Unterricht gewiß vom Übel; die deutsche Dichtung atmete auf, als die lateinischen Reden und Carmina sich aus dem Staube machten. Aber mußte man damit auch das Sprechen- und Schreibenlernen abschaffen? Mußte man bis zum völligen Verzicht auf praktische Übung im Gebrauch der Kulturmittel kommen, mit denen man die Schüler bekannt macht? Denn wir lernen doch nicht schreiben. Die Aufsätze, die wir auf dem Gymnasium machen, schaffen wohl die gröbste Unfähigkeit im Ausdruck weg. Aber sie verfolgen allzu oft falsche Ziele und geben durchaus keine genügende Bildung im Schreiben. Viel schlimmer ist, daß wir auf der Universität keinen Schreibunterricht erhalten. Dazu gibt es dort keine Zeit. Das kläglichste Gestammel genügt den Lehrern. Sie selber haben es ja auch nicht weiter gebracht. Ihre Bücher sind meist derart geschrieben, daß einem Griechen ob der Barbarei die Haare zu Berge stehen würden. Jeder Satz zeigt, daß die Kultur, von der sie sprechen, ihrem Sein ganz fremd geblieben ist. Sie sind nicht Kultur und geben nicht Kultur. Sie haben nicht entdeckt, daß die Sprache ein Ausdrucksmittel der Seele ist und daß die gestaltete Seele anders sich bewegt, schreitet, spricht und tönt als die ungestaltete. Der Ausdruck scheint ihnen Nebensache und Äußerlichkeit, vielleicht eine angenehme Äußerlichkeit, aber nicht die Sache selber und nicht ein Hauptstück der Erziehung.

Es muß also Schreiben gelehrt werden. Der Schüler muß geübt werden, Stilgesetze zu beobachten und seine Seele innerhalb dieser Gesetze frei zu bewegen wie der Soldat seinen Körper innerhalb der eingeübten Rhythmen bewegt. Ebenso muß Sprechen gelehrt werden und zwar in den beiden Formen:

als Darstellung eigner Gedanken und als Wiedergabe fremder Gedanken. Den Wert des letzteren darf man ja nicht unterschätzen. Der Schüler muß lernen, etwas Gegebenes vorzutragen. Solange er das nicht kann, hat er es nicht verstanden, d. h. er hat vielleicht den Sinn und die Absicht begriffen, aber nicht den Grad von Kultur in sich aufgenommen, den das betreffende Werk ausstrahlt. Er hat es moralisch-theoretisch gefaßt und erfaßt, aber nicht künstlerisch. Auf das letztere aber kommt es an. Nur wenn er es künstlerisch faßt und sich aneignet, dient es seiner Bildung, gibt es ihm Kultur, Gestalt, Schönheit, Sieg über die Barbarei und über das „Böse".

Ich bin der Meinung, daß auf das Auswendiglernen mehr Gewicht gelegt werden müßte. Die bloß aufklärende Erziehung haßt natürlich die mechanische Aneignung der Lehrgegenstände. Sie versteht nicht, welchen Wert es hat, wenn man ein Gedicht nicht bloß kennt, sondern kann. Aber ein Erzeugnis der Kunst kennen, ist sehr wenig. Dabei kann man ihm doch völlig fern bleiben. Man muß die Rhythmen, in denen es sich bewegt, die Schwingungen der gestalteten Seele des Künstlers, mitfühlen und mitmachen. Das geschieht nur, wenn man es lernt und es in die eigne Seele eindrückt. Freilich ist der Papagei kein künstlerisch erzogenes Geschöpf. Äußerliches Nachplappern ist das Zeichen einer einfachen Memorier- und Nachahmungsfähigkeit. Das Geschöpf im ganzen ist unbeteiligt dabei und ändert sein Wesen so wenig wie der Spiegel, der bald dies bald jenes zurückwirft. Man soll nur auswendig lernen, was man logisch begreift und was Zusammenhang mit dem eignen Sein und Wollen hat. Und zweitens — das liegt schon in dem soeben Gesagten — man soll nur Erzeugnisse der Kunst, nur gestaltete Offenbarungen der menschlichen Seele auswendig lernen. Ungestaltetes auswendig zu lernen, hat für die Bildung keinen Wert. Wir müssen es trotzdem tun, und die Schule nötigt uns sehr energisch dazu. Vokabeln und Sprachregeln, Namen und Zahlen, Formeln und Begriffe prägen wir dem Gedächtnis ein. Das ist unumgänglich nötig und bringt uns äußerlich die größten Vorteile, indirekt auch innerliche Vorteile. Gegen das Übermaß und gegen eine falsche

Auswahl oder Methode bei dieser Gedächtnisfüllung zu protestieren, hatten natürlich die philanthropischen Pädagogen vollständig Recht. Aber höchst Unrecht hatten sie und ebenso ihre klassisch-akademischen Gegner, wenn sie das Auswendiglernen von Dichtungen verdammten. Zu den Dichtungen rechne ich übrigens auch die Prosawerke. Nicht bloß Verse sind etwas künstlerisch Gestaltetes, sondern auch gute Prosa ist es. Ich halte es für eine sehr nützliche, fast unentbehrliche Übung, vollendete Prosa auswendig zu lernen, falls man sprechen nnd schreiben, also geistig gehen lernen will. Nicht Kindern natürlich, sondern Erwachsenen wäre solche Übung vor allem anzuraten. Verse sind viel leichter zugänglich als Prosa, wie ja auch die Menschheit überall zuerst in Versen und viel später dann in Prosa ihren Sieg über die Ungestalt, über die Unnatur ihrer höheren Lebensformen und den daraus entstehenden krankhaften Widerstreit in ihrer Seele verkündet hat.

Man wendet ein, daß das Auswendiglernen die Selbständigkeit und Selbsttätigkeit töte. Man solle doch die Kräfte des Schülers wecken, nicht einschläfern. Wie erniedrigend, daß gar der Erwachsene Verse und Prosa pauken soll, statt selbständig zu denken und zu arbeiten! — Ich schätze die Selbständigkeit so hoch wie jeder andere und sehe sehr wohl, daß sich durch falsche Anwendung der hier vorgetragenen Grundsätze noch mehr Schaden tun läßt, als durch die heutige rein theoretische Erziehungsweise. Aber wenn man mich richtig versteht, wird man sich wohl auch überzeugen, daß der Nutzen der künstlerischen Erziehung ein weit größerer ist, als der der theoretischen und moralischen jemals sein kann. Was die Selbständigkeit und das Auswendiglernen betrifft, so stehen uns ja glücklicherweise die Griechen mit ihrer Kultur als das treffendste Beispiel zur Verfügung. Der Grieche lernte viele Jahrhunderte hindurch seinen Homer, seinen Hesiod, Archilochos und andere Dichter auswendig. Hinderte ihn das am eignen Schaffen und hinderte es die Kultur am Fortschritt und am Ausgestalten der selbständigen Persönlichkeit? Platon verrät auf jeder Seite, daß er seinen Homer, auf den er so arg schilt, nicht bloß kennt,



sondern kann. Er war ein Stück scines Seins geworden. Ebenso leben die übrigen Griechen in und mit Homer. Es sind nicht bloß die Dogmen und Regeln Homers, nicht bloß die interessanten Stoffe, sondern es ist das Kunstwerk, es sind die rhythmischen Wellen des gestalteten Menschentums, woran man sich erfreute und bildete. Man fühlte den Zwang, sich ebenfalls gestalten zu müssen und schön zu sein wie er und seine Welt. Auch die bildende Kunst der Griechen verdankt dem auswendig gelernten Homer Unendliches. Und die Erzeugnisse dieser bildenden Kunst, die Bauwerke, Statuen, Gemälde und sonstigen Kunstgegenstände, wurden ebenfalls von der Nation auswendig gelernt. Sie gewannen sich das Heimatsrecht in der Seele jedes Griechen und schufen sie um. Darum konnte er gehen und tanzen, sprechen und schreiben. Wir schauen die Erzeugnisse der Kunst bloß an und gehen von dannen, wie wir gekommen sind. Dringen wir tiefer ein, so heißt das, daß wir sie untersuchen und zergliedern, nach ihren äußeren und inneren Bedingungen fragen, nach ihrem Zweck und ihren Lehren, kurz, daß wir das Kunstwerk zerstören und Moral und Theorie aus ihm machen. Wir lassen eine rein künstlerische, also formal bildende Wirkung gar nicht aufkommen.

Die traurige Folge unseres Verhältnisses zur Kunst ist, daß wir sie im Jugendunterricht gar nicht oder falsch verwenden. Bloß die Werke der Dichtkunst stehen auf dem heutigen Lehrplan. Aber auch sie werden fast nur moralisch-theoretisch aufgefaßt und durchgenommen. Künstlerisch durch sie zu erziehen, fällt kaum einem unter hundert Lehrern ein. Die Musik, mit der sich moralisch-theoretisch nicht viel anfangen läßt, hat man aus der Schule vertrieben, während sie früher in den finsteren Zeiten, wo man noch dem Eloquenzideal nachging, ein wichtiger Lehrgegenstand war. Unsere erleuchtete Zeit hat den Musikunterricht nicht mehr nötig. Der war wohl für Griechen, für mittelalterliche und nachmittelalterliche Barbaren gut, die eben nichts kannten als mechanisches Auswendiglernen, — aber wozu sollten wir Heutigen noch singen lernen? Das Singen macht uns nicht im geringsten klüger und gelehrter!

Die zweite ebenso traurige Folge unseres Verhältnisses zur Kunst ist, daß der Künstler fast ganz den Zusammenhang mit der Schule verloren hat. Wenn unsere Schule und Hochschule wirklich der Kultur diente und zur tätigen Mitwirkung an dieser Kultur vorbereitete, müßte der Künstler ein natürliches Ergebnis der allgemeinen Schulbildung sein, in demselben Sinne wie es der Gelehrte ist. Es müßte uns ebenso natürlich scheinen, daß jemand auf Grund der staatlichen Vorbildung Künstler würde, wie er Gelehrter wird. Ja, es müßte uns ebenso folgerichtig erscheinen, daß der Künstler Schullehrer wird, wie es uns folgerichtig erscheint, daß der Gelehrte Schullehrer wird. Der Künstler gehört ebenso zum geistigen Stande, zum Lehrstande, wie der Gelehrte. Wie ist es aber heute? Der Künstler steht entweder außerhalb und wird als ein fremdes Gewächs betrachtet, dem man mit Neugierde, Bewunderung oder Verachtung begegnet, oder er übt Verrat an seiner Künstlerschaft und wird dann als ein heimatliches und höchst nützliches Wesen in Gebrauch genommen. Entschließt er sich, nicht künstlerisch zu wirken und nicht durch Kunst zu erziehen, sondern irgendwelche moralisch-theoretischen Lehren zu verkünden, Begriffe zu erklären, Gedanken oder Phantasien mitzuteilen, ohne sie in Kunst aufzulösen, so ist er der Schule willkommen. Alle Welt nähert sich ihm zutraulich, streckt ihm die Hand entgegen und erkennt ihn als Freund und Bruder an.

Man denke aber an die Geschichte unserer Musik, der einzigen Kunst, in der wir Deutschen es zu etwas Rechtem gebracht haben. (Denn in den anderen Künsten haben wir wohl große Persönlichkeiten und großartige Versuche, aber keine einheitliche Entwicklung der Kunst als Kunst, vgl. „Das klassische Ideal“, S. 26.) Die deutsche Musik ist in engstem Zusammenhang mit der Schule erwachsen und erstarkt. Der Musiker war Lehrer und außerdem ein würdiger ehrbarer Beamter der Kirche, der Stadt oder des Hofes. Einige Versuche wurden gemacht, auch das Drama in eine natürliche Verbindung mit der Schule zu bringen (Schulkomödien, kirchliche Spiele). Wenn diese Versuche nicht zu dem Ziele führten, das bei der Musik erreicht wurde,





wenn kein deutsches Drama geschaffen wurde, so hatte das andere Gründe. An sich war es der richtige Weg, den man einschlug. Der dramatische Dichter und der Schauspieler müßten aus der Schule erwachsen. Freilich genießt ein Teil der Dichter und Schauspieler die gelehrte Schulbildung. Aber sie haben trotzdem keinen inneren Zusammenhang mit ihr. Wenn sie ihren Beruf ausüben, stehen sie ihr fremd und fast immer feindlich gegenüber. Oft sind sie der Schulbank entlaufen, weil jedem künstlerisch gerichteten Menschen der rein theoretisch-moralische Schulbetrieb und Universitätsbetrieb unerträglich sein muß. Sie fühlen sich erdrückt und erstickt durch diese ausschließliche Schätzung dessen, was der Schüler weiß und logisch versteht. Wenn er zeigen möchte, was er kann und ist, wird er mit Hohn und Geringschätzung zurückgewiesen. Auch die Gegenstände, die ihn aufs lebhafteste fesseln und, wie er fühlt, aufs schönste bilden könnten, werden ihm durch die Lehrweise entfremdet und vergällt.

Das Natürliche ist ohne Zweifel, daß alle Personen, die irgendwie für die Kultur wirken und an ihr Teil haben, aus dem Schulwesen als dessen beabsichtigte Früchte hervorgehen. Sind sie der Schule dann entwachsen, so bleiben sie sich doch ihr Leben lang ihrer inneren Zugehörigkeit zur Schule, überhaupt zu allem, was die Erziehung und Weiterentwicklung der Nation angeht, bewußt. So war es im Altertum und so war es bis in die neuere Zeit hinein. Daß bei uns das Entgegengesetzte der Fall ist, beweist, daß unser Bildungswesen nicht in Ordnung ist. Wir Heutigen lernen allerhand Nützliches auf der Schule und noch mehr auf der Hochschule; aber was wir führend oder teilnehmend für die Kultur leisten, hängt mit diesen nützlichen Lehren der Schule nur indirekt zusammen. Das Wichtigste lernen wir auf der Schule nicht, sondern müssen es uns irgendwo anders holen. Infolgedessen fühlt sich der heutige Kulturmensch nicht der Schule zugehörig und verpflichtet. Er interessiert sich gar nicht für das Schulwesen und verleugnet nach Möglichkeit seine Herkunft von ihm.

Aber welch ein Unsegen ist eine gelehrte, eine schulmeister-



liche Kunst! — Ganz gewiß; aber heute ist die Kunst teilweise gelehrter und unnatürlicher, als sie bei einem richtigen Verhältnis zur Schule wäre. Die entarteten Künstler allerdings, die das Fiedeln auf ihren kranken Nerven für Kunst ausgeben, begreifen es nicht im geringsten, was die Kunst mit der Schule gemein haben könnte. Ich frage aber jeden wahren ehrlichen Künstler, ob er sich nicht ebenso als Lehrer wie als Künstler empfindet, ob er nicht nach Schülern, Gehilfen, Erben verlangt, die seine Kunst weitertragen und fortentwickeln. Die alten Meister der Kunst, deren Werke heute noch leben, dachten alle so. Sie bekannten sich alle als Lehrer und Erzieher. Sie hatten noch nicht die Theorie erfunden, daß die Kunst nicht lehrbar sei, sondern dem Genie von selber zufliege. Sie horchten nicht auf die krankhaften Phantasien und Stimmungen ihres künstlich gesteigerten Ich, sondern wollten Mund und Seele der Gesamtheit sein.

Der bildende Künstler in Deutschland fühlte sich früher in der bürgerlichen Werkstatt zuhause, der deutsche Musiker im Schulzimmer. Möchten sie sich dessen doch stets erinnern! Möchten sie einsehen, daß ihre Heimat und ihr Mutterboden die Orte sind, wo etwas gestaltet und aufgebaut wird, nicht die, wo man auflöst und genießt! Möchten sie einsehen, daß der Staat der natürliche Freund der Kunst ist und der anarchistische und zügellose Geist ihr natürlicher Feind! Möchten sie endlich aufhören mit ihren unmöglichen und gewissenlosen Versuchen, die Kunst der Romantik und dem Anarchismus dienstbar zu machen! Aber möchte auch die Schule einsehen, daß sie die Kunst zurückholen und als ihre treueste Bundesgenossin ehren muß! Möchte sie sich von der knechtischen Abhängigkeit von der Wissenschaft befreien und sich selbständig machen! Möchte sie ihre Aufgabe darin sehen, die Fortentwicklung der positiven und aktiven Kultur zu fördern und der modernen Seele Gestalt, Stärke und Freudigkeit zurückzugeben!

